Auf der Fahrt.

Kurze Erzählungen

von

Rudolph Lindau.

Berlin 1886.

Verlag von F. & P. Lehmann.

Genthiner Straße 41.

Auf der Fahrt.

Auf der Fahrt.

Kurze Erzählungen

von

Rudolph Lindau.

Berlin, 1886.
Verlag von F. & P. Lehmann
Genthinerstr. 41.

RBR
Jantz
#908

Inhalt.

	Seite
Einleitung: Die Reisegefährten	1
Nelly Delano	21
Der Kapitän der Santa Junta	41
Des Kapitäns Brautfahrt	73
Der Geächtete	89
John Bridges' Braut	109
Verlorenes Mühen *	119
Mutter Careys Küchlein	159
Fred *	179
Sedschi *	195
Der Hafenmeister	231
Erste Liebe *	245

*) Die vier mit einem Sternchen * versehenen Beiträge sind aus einer vor fünfzehn Jahren erschienenen und seitdem völlig vergriffenen Novellensammlung, in umgearbeiteter Gestalt, in den vorliegenden Band wieder aufgenommen worden.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/aufderfahrt01lind

Einleitung:

Die Reisegefährten.

Wir befanden uns seit acht Tagen auf dem Meere und hatten noch eine lange Fahrt vor uns, denn wir waren von Yokohama abgereist, und das Ziel unserer Reise war San Francisco. Die Zahl der Passagiere an Bord des „Ajax" betrug nur vier: vier alte „Residents", wie man im Osten diejenigen nennt, die seit Jahren die Heimat verlassen und sich in Indien, China oder Japan angesiedelt haben. — Der Kapitän des Schiffes, Mac Gregor, war mit uns Allen wohlbekannt, so daß wir zu Fünf ein und denselben kleinen Kreis bildeten, in dem es harmlos, frei und gleichzeitig rücksichtsvoll herging, wie es dies das allgemeine Interesse während eines längeren Zusammenseins auf engem, beschränktem Raume erheischt. — Lesen und Schreiben ermüden schnell auf dem Meere, selbst bei ruhiger Fahrt; Whist und Schach füllten deshalb einen nicht unbedeutenden Theil des Tages aus; auch wurde viel und schweigsam geraucht und auf dem kurzen Deck auf- und abgegangen; aber die geselligsten Stunden waren die des Zuhörens, wenn einer von uns sich herbeiließ, eine „Geschichte" zum Besten zu geben,

wobei er stets verständige, aufmerksame und wohlwollende Zuhörer in den anderen Vieren fand.

Die meisten Schiffskapitäne, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, waren stille und zurückhaltende Menschen; aber unter diesen viele, die keineswegs als wortkarg bezeichnet werden konnten, wenn sie einmal zu sprechen angefangen hatten. Das, was sie während langer, einsamer Stunden in ihrer nachdenklichen Weise in sich aufgespeichert hatten, kam dann natürlich und leicht zum Vorschein, einem Quell gleich, dem ein neuer Ausfluß eröffnet worden ist. — Ich hatte bei solchen Gelegenheiten immer das Gefühl, als ob ich einem unversiegbaren Wortflusse lauschte; auch die einförmige Redeweise, in der nur wenig interpunktirt und gar nichts unterstrichen wurde, erinnerte an das Murmeln und Rauschen ruhig dahinfließenden Wassers.

Der alte Schiffskapitän von der richtigen Art ist ein besonnener, ernster, schwer zu erregender Mann. Sein Leben hat ihn mit großen Gefahren, plötzlichem Tod und Untergang, seltsamen Ereignissen aller Art vertraut gemacht. Er ist ein nachsichtiger Weltbürger, mit weitem und tiefem Blick und mit kühler Auffassung menschlicher Schwächen, Verbrechen und Tugenden. Ohne Entrüstung läßt er die Urheber einer blutigen Schlägerei in Eisen legen; ohne Erregung auch leitet er die Manöver, die den Mann wieder an Bord bringen sollen, der soeben in das Meer gesprungen ist, um das Leben eines verunglückten, schnell versinkenden Kameraden zu retten. Der Vorfall wird in's Schiffsjournal eingetragen und ist damit vorläufig beendet. Später bekommt der eine der Betheiligten,

wenn er Glück und mit einem besonders wohlwollenden Vorgesetzten zu thun hat, vielleicht die Rettungsmedaille. Einstweilen erwartet er keinen großen Dank für das, was er gethan, und erntet auch wenig. Der Kapitän wird sich damit begnügt haben, ihm energisch die Hand zu drücken: „Freut mich, Sie wieder an Bord zu sehen!"

Der Umgang mit Matrosen, den unbändigsten Kindern der menschlichen Gesellschaft, hat den Kapitän fest und streng, aber doch nur in seltenen Fällen hart oder gar grausam gemacht; jedoch das Eigenthümlichste an ihm, nach meinen Erfahrungen, ist die unergründliche Tiefe seines Gemüthes. Um ihn einigermaßen zu verstehen und zu würdigen, muß man bei seinem Reden und Thun stets, so zu sagen, zwischen den Zeilen lesen. Er heuchelt nicht, dazu ist er zu stolz, zu sehr an Befehlen gewöhnt; aber er giebt sich nie ganz. Er könnte dies nicht, denn sein Mittheilungsvermögen, so groß es auch sein mag, bleibt immer klein im Verhältniß zu der Masse von Empfindungen und Eindrücken, mit denen die stete Betrachtung des Großen, Furchtbaren und Unendlichen: des Meeres und Himmels sein Herz nach und nach gefüllt hat.

Kapitän Mac Gregor konnte sehr gut schweigen. Reden war ihm nicht etwa ein Bedürfniß. An Menschen, die ihm gleichgültig waren, ging er still und höflich vorüber; aber mit Bekannten, bei denen er auf wohlwollende Theilnahme rechnen durfte, zeigten sich seine geselligen Eigenschaften durch aufmerksames Zuhören, wenn ihm etwas erzählt wurde, und durch große Bereitwilligkeit — so lange der Dienst es gestattete — Mittheilungen aus

seinem eigenen Leben zu machen und auf diese Weise zur Unterhaltung beizutragen.

Von meinen drei Reisegefährten waren zwei langjährige, gute Bekannte von mir, Männer in der zweiten Hälfte der Dreißig, über ihre Jahre ernst, zurückhaltend und müde. Sie waren vor fünfzehn oder zwanzig Jahren als junge, unternehmende Männer nach Indien und China gekommen, und hatten dort erreicht, wonach sie gestrebt, denn sie waren zu wohlhabenden Leuten geworden; — aber bei der hitzigen Jagd nach dem Glücke hatten sie sich der Eine den Magen, der Andere die Leber verdorben; — Brandy, Cock-tail und das Klima von Süd-China hatten ein Uebriges gethan, um sie rasch abzunutzen, und jetzt sahen sie mit ihrer gelblichen Gesichtsfarbe und den weit geöffneten, träge umherschweifenden Augen keineswegs wie Sieger aus, die froh nach erfolgreichem Kampfe die Heimkehr antreten. —

Der Eine, der mir besonders sympathisch war, trank etwas viel: des Morgens, „um das Zittern in den Händen loszuwerden", bei Tische, „um die trockenen Speisen hinunterzuspülen", des Abends, „um besser zu schlafen." — Wenn er sich ordentlich müde getrunken hatte, so wurde er redselig und konnte seine Reisegefährten dann lange Zeit durch Erzählungen auf dem Verdeck festhalten. — Dann sprach er vorzugsweise von eigenen Erlebnissen, während er in nüchternem Zustande in dieser Beziehung strenge Zurückhaltung beobachtete. — Am nächsten Morgen pflegte er dann zu sagen: „Sie hatten mir gestern Abend meinen Grogk zu stark gemischt." — Er war dann vierundzwanzig, wohl auch achtundvierzig Stunden lang

übler Laune und betheiligte sich an keiner Unterhaltung; aber da wir ihn ruhig sich selbst überließen, so trieb ihn die Langeweile endlich kleinlaut in unsern Kreis zurück, wo er freundliche Wiederaufnahme fand, ohne daß ein Wort über den Vorfall geäußert worden wäre, der seinen Mißmuth verursacht hatte. — Sein Taufname war Heinrich. Im „Settlement" hieß er „der Stutzer", the Swell, weil er sich mit großer Sorgfalt zu kleiden pflegte. Aber es war nichts Geckenhaftes in seinem Aeußern und Wesen. Er war mittler Größe, gut gewachsen, hager; er hatte schlichtes, dunkles Haar, treue, braune Augen und Alles in Allem ein sympathisches, trauriges Gesicht, das früher, als es noch frisch und voll — ich hatte es vor zehn Jahren so gekannt — hübsch und freundlich gewesen war. — Ich fragte ihn einmal, als er in mittheilsamer Laune mit mir auf dem Verdeck auf- und abging, warum er während der letzten Jahre still und traurig geworden sei; er habe doch gute Erfolge erzielt, und sei noch jung genug, um sich derselben erfreuen zu können. Da sann er eine kleine Weile nach und dann sagte er, weit hinausblickend und in einem Tone, der fernere Unterhaltung über die Frage abschnitt: „Gute Dinge kommen meistens zu spät." — Ich verlor ihn in San Francisco aus den Augen und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. —

Sein verdrießlicher Gefährte, in der fremden Kolonie „der häßliche Thomas" — Ugly Tom — genannt, hatte mit dem Swell gemein, daß er erst mittheilsam ward, nachdem er mehr als die üblichen drei Gläser „Soda and Brandy" vor dem Schlafengehen zu sich genommen hatte. Am Tage trank er wenig. Er war ein eifriger

Sportsman, ein guter Jäger, ein kühner Reiter, ein starker Schwimmer und ein unermüdlicher Spieler. Er wettete auf alles Erdenkliche und entfaltete eine eigenthümliche Ueberredungskunst, um Andere zu veranlassen, mit ihm zu wetten. Aber er war dabei in erster Linie nur von seiner Vorliebe zum Spiel geleitet; denn wenn man eine von ihm vorgeschlagene Wette nicht annehmen wollte, so zeigte er sich sofort bereit, für die entgegengesetzte Ansicht einzutreten. Er wettete ebenso bereitwillig, daß es am nächsten Tage Sturm geben, wie daß es ruhig bleiben werde.

Den Spitznamen „der Häßliche" verdiente er nicht mehr als sein Freund den des Stutzers. Er hatte röthliches Haar, Sommersprossen, helle, scharfe Augen, einen breiten Mund und ein breites Kinn. Er sah verwegen und etwas verwildert aus, keineswegs häßlich. Aber irgend Jemand hatte ihn einmal „Ugly Tom" genannt, im Gegensatz zu einem jungen Mann, der sein seidenweiches, braunes Haar in der Mitte scheitelte, einen Sammetrock und ein hellbraunes Halstuch mit einer Diamantnadel trug, und unter dem Namen „Tom Beauty" — „Thomas, die Schönheit" bekannt war. — Der Name „Ugly Tom" war unserm Freunde geblieben und er gefiel ihm ganz gut. — Wir trennten uns vor etwa fünfzehn Jahren. Ich habe seitdem in englischen Zeitungen unter der Rubrik „Sport" seinen Namen wiedergefunden und erfahren, daß er, sehr glücklich auf dem „Turf", ein reicher Mann geworden ist, der noch heute mit derselben Leidenschaft wie vor zwanzig Jahren schießt, reitet, rennen läßt und spielt. — Und ich gönne ihm sein Glück, denn er war merkwürdig frei von

all' den häßlichen Eigenthümlichkeiten, welche viele seiner Genossen kennzeichnen, die den Sport gewerbmäßig betreiben. — Er war, soweit ich es beurtheilen kann, ein vollständig nutzloses Individuum. Aber „der Stutzer", und viele Andere, ja die meisten Menschen, die mir im Leben begegnet sind, haben, meines Wissens, auch nicht viel genützt in dieser Welt, und eben nur einen Platz auf derselben ausgefüllt. — Liebenswürdigkeit und Nutzlosigkeit vertragen sich ganz gut, und ich kann nicht umhin, Ugly Tom ein freundliches Andenken zu bewahren. Er wird sich meiner schwerlich noch erinnern; dagegen bin ich fest überzeugt, daß er noch heute mit allen Merkmalen das Pferd bezeichnen könnte, daß ich vor sechszehn Jahren in Yokohama ritt.

Mein dritter Reisegefährte hatte wenig mit den beiden anderen gemein. — Er war erheblich jünger als diese — er stand etwa in der Mitte der Zwanzig — und er war ein Bild jugendlicher Energie, Kraft und Gesundheit. Er nannte sich Walter Cunningham und hatte sich als „Civil-Ingenieur" englischer Nationalität auf dem britischen Consulate eintragen lassen. Er besaß eine bei seinen Landsleuten seltene Eigenthümlichkeit: er sprach, außer dem Englischen, verschiedene Sprachen, namentlich auch deutsch und französisch so geläufig und richtig, daß man ihn ebensowohl für einen Deutschen oder Franzosen wie für einen Engländer oder vielmehr Irländer halten konnte. Wie er sich bei seiner großen Jugend diese Kenntnisse erworben hatte, weiß ich nicht. Er machte mit seinem freien, freundlichen Wesen keineswegs den Eindruck eines zurückhaltenden Menschen; aber er war es doch in hohem Maaße. Er sprach niemals von sich und seinen Verhält-

nissen und ging etwaigen Fragen in Bezug auf seine Persönlichkeit geschickt aus dem Wege oder wies sie artig und bestimmt zugleich zurück.

Man ist „draußen" im Allgemeinen nicht neugierig; man erblickt in vielen seiner Genossen doch nur Reisegefährten, die man über kurz oder lang wieder aus den Augen verlieren wird und deren Schicksale und Verhältnisse deshalb kein tieferes Interesse einflößen. — Cunningham wurde somit auch nicht mehr mit gewissen Fragen behelligt, seitdem es bekannt geworden war, daß er vorzog, dieselben unbeantwortet zu lassen; aber man nannte ihn „the dark one", ein Ausdruck mit dem man in der englischen Sportsprache Pferde bezeichnet, die an einem Rennen theilnehmen sollen, und über deren Vergangenheit und Leistungsfähigkeit noch nichts bekannt ist. — Der Beiname „the dark one" — der Dunkle — rührte möglicherweise auch daher, daß Cunningham mit seinem schlichten, schwarzen Haar, dunkeln, dichten, langen Wimpern und seiner bleichen aber keineswegs kränklichen Gesichtsfarbe vielmehr einem Italiener oder Spanier als einem Engländer glich. Er hatte schöne blaue — wirklich blaue Augen, die mit den dichten, schwarzen Wimpern und Brauen seltsam kontrastirten, und wie ich sie nur einigemale in meinem Leben gesehen habe. Er war mittler Größe, schlank, von edlem Ebenmaß der Glieder, mit kleinen Händen und Füßen. — Jedermann an der Küste, von Hongkong in Süd-China bis Hakodate in Nord-Japan kannte ihn. Alte „Residents" erinnerten sich, ihn vor etwa sechs Jahren als blutjungen Burschen kennen gelernt zu haben. Er war damals — im Jahre 1860 —

vom Amur-Lande gekommen, und zwar in Gesellschaft eines wild aussehenden, großen, schweren Mannes, der sich bald nach seiner Ankunft in Yokohama als der russische Revolutionär Bakunin entpuppt hatte. Mit diesem war er auch aus Japan verschwunden; später jedoch wieder allein aufgetaucht. — Man sah ihn im Club, auf dem Rennplatz und in Gesellschaft von Offizieren des damals in Yokohama stehenden Infanterie-Regiments, das unter seinen Mitgliedern viele Irländer zählte; aber er stand offenkundig mit Niemand, auch mit keinem der Offiziere auf vertrautem Fuße, und es herrschte eigentlich ein allgemeines Mißtrauen in Bezug auf ihn, zu dem aber sein Leben keinen Anhalt bot, sondern nur der Umstand, daß man nichts von seiner Vergangenheit wußte. — Er spielte und wettete gern, wenn auch nicht gerade hoch, und zeigte weltmännische Selbstbeherrschung im Verlust sowohl wie im Gewinn. Alles in Allem verlor er erheblich mehr als er gewann. Er blieb nie einen Heller schuldig, aber woher er das Geld nahm, mit dem er bezahlte, das wußte man nicht. Einige meinten, er mache Geschäfte mit den Eingeborenen — Chinesen und Japanern. Er selbst ließ darüber nichts verlauten, und seine gelbhäutigen Freunde, die man auszuforschen versucht hatte — nicht etwa aus zweckloser Neugierde, sondern um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen — gaben auch keine Aufklärung und antworteten auf die an sie gerichteten bezüglichen Anfragen mit dem verschmitzten, undurchdringlichen Lächeln, das den meisten Asiaten zur Verfügung steht und allen diplomatischen Deutungskünsten zu trotzen vermag. — Cunningham stand mit den Eingeborenen auf besserem

Fuße als irgend ein anderer Europäer und nahm an ihren nationalen Festlichkeiten in gemüthlicher Weise theil. Er spielte die Sampsin (dreisaitige japanische Guitarre) und sang japanische Lieder dazu trotz der besten Gheko (Sängerin). — Er hatte nirgends einen festen Wohnsitz, sondern tauchte plötzlich in irgend einer „Niederlassung" auf, um nach wenigen Wochen wieder zu verschwinden. Manchmal blieb er sodann monatelang, einmal sogar ein ganzes Jahr abwesend. Verschiedene Male, das hatte man festgestellt, war er in Amerika gewesen. — Er besaß ein eigenthümliches Talent: er war ein geradezu hervorragender Künstler auf zwei undankbaren Instrumenten: auf der Zieh-Harmonika und auf der Guitarre. Er spielte darauf, wie ich es nie wieder gehört habe und sang dazu in anspruchsloser Weise, mit hübscher, reiner Stimme. — Er ging diesmal, als ich mit ihm zusammenreiste, nach Californien „der Abwechslung halber", wie er mir sagte.

Als wir in San Francisco landeten, trennte er sich von uns. Auch stieg er in keinem der großen Gasthöfe ab, in denen die Reisenden aus Japan und China einzukehren pflegen. Einige Tage später erblickte ich ihn in einem öffentlichen Local, das hauptsächlich von Irländern besucht wurde. Er saß dort in Gesellschaft einiger Männer, deren Aussehen nicht gerade vertrauenerweckend war, mit denen er jedoch auf vertraulichem Fuße zu stehen schien. Er nickte mir zu und verschwand bald darauf aus dem Saale, ohne mich noch einmal begrüßt zu haben. Dann hörte und sah ich während langer Zeit nichts von ihm. Ein Bekannter aus Japan, den ich mehrere Jahre später zufällig

in Paris antraf, erzählte mir, Cunningham habe mit den aufständischen Daimios (japanische Prinzen) gefochten, und man wisse nicht, was aus ihm geworden; aus China und Japan sei er verschwunden; wahrscheinlich habe man ihn erschlagen. Dem war jedoch nicht so, denn als ich bald darauf, am Tage des „Grand Prix“, die Champs Elysées hinaufging, erblickte ich ihn plötzlich, und zwar in Gesellschaft von Männern, die mich an seine Genossen in Californien erinnerten. Er saß in einem offenen Wagen, der wohl von den großen Longchamps-Rennen zurückkam. Ich erkannte ihn sofort an seinen Augen. Er sah mich nicht, und der Wagen rollte so schnell vorüber, daß ich ihn nicht begrüßen konnte. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß ein starkknochiger, großer Mann, der neben mir gestanden hatte, und der in seiner Physiognomie, seinem Anzuge und seiner Haltung unverkennbar die Anzeichen trug, die unter dem Kaiserreiche den geheimen Polizisten kennzeichneten, hinter dem Wagen, in dem Cunningham saß, einige Schritte mitlief, bis er eine vorüberfahrende, leere Droschke angetroffen hatte, in die er mit kurzer Weisung einstieg, worauf der Kutscher schnell Kehrt machte und mir dann bald mit dem Cunningham'schen Wagen aus den Augen verschwand.

Manches, was mir von Japan her, von dem „Dunkeln“ bekannt war, fiel mir unwillkürlich ein: seine Ankunft in Yokohama in Gesellschaft des russischen Revolutionärs Bakunin, sein Verschwinden mit demselben, seine häufigen Reisen, die keine Handelszwecke verfolgten und von geheimnißvollen Motiven geleitet erschienen, seine augenscheinliche Vertraulichkeit mit den Irländern, in deren

Gesellschaft ich ihn in San Francisco und nun auch in Paris erblickt hatte, namentlich aber der Umstand, daß keine unverfängliche Erklärung dafür zu finden war, weshalb Cunningham in entlegenen Welttheilen umherzuschweifen liebte.

Die Fenier machten seit dem Jahre 1860 — gerade dem Zeitpunkt als Cunningham mit Bakunin in Yokohama eingetroffen war — viel von sich reden. — War nicht Cunningham vielleicht ein geheimer Agent jener Partei? Er eignete sich wohl dazu, mit seinen Sprachkenntnissen, seiner Gesundheit, die alle Strapazen mit Leichtigkeit zu ertragen schien, und mit seiner jugendlichen, Wohlwollen erweckenden Liebenswürdigkeit. Und jetzt, da ich mir sein Gesicht vorstellte, mit den eigenthümlichen, blauen, tiefen Augen, glaubte ich darin einen Zug von Willenskraft und Fanatismus zu entdecken, der ihm mir plötzlich als „unberechenbar" erscheinen ließ. „Seinem Aussehen nach ist er jeder That fähig", sagte ich mir.

Im Laufe der Woche erspähte ich ihn eines schönen Tages in Asnières, an der Seine sitzend, angelnd, ein Vergnügen, dem sich fremde Besucher in Paris nicht hinzugeben pflegen. Ich legte meine Hand auf seine Schulter, denn er hatte mein Nahen nicht bemerkt. Er wandte sich schnell um, wie Jemand der einen Schreck bekommen hat; aber sein Gesicht beruhigte sich sogleich wieder, denn er hatte mich in demselben Augenblick erkannt. Er lächelte freundlich und sagte unbefangen, als hätten wir uns gestern zum letzten Male gesehen:

„Sie beißen heute nicht."

„Wie kommen Sie nach Paris?" fragte ich.

„Mit der „Mail" natürlich!" Aber als er sah, daß ich zu dieser schnippischen Antwort ein etwas verstimmtes Gesicht machte, fuhr es fort: „Der Abwechslung halber! Man kann doch nicht immer draußen bleiben! — Alle Tage Reis und Curry essen, auf dem „Bund" spazieren gehen und die Sonne hinter dem Fusinyama verschwinden sehen wird auf die Dauer monoton. — Aber ich muß in der nächsten Woche doch wieder zurück. Haben Sie Aufträge für Shanghai oder Yokohama? Ich stelle mich Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung."

„Ich habe Sie schon vor einigen Tagen erblickt", sagte ich darauf. „Sie waren in Gesellschaft, und Sie sahen mich nicht."

„Wo war das?"

„In den Champs Elysées; am Sonntag des „Grand Prix". Sie schienen von Langchamps zurückzukommen."

„Ganz richtig", antwortete er zerstreut.

„Ich kann Ihnen noch etwas sagen, was Sie vielleicht interessirt", fuhr ich fort.

Er blickte mich fragend an, und wandte dann seine Augen wieder der Angel zu.

„Ich glaube, Sie werden überwacht — von der Polizei."

„So . . ." sagte er ganz ruhig; aber ich bemerkte, wie seine Augen langsam ein Kreuz schlugen und die ganze Umgebung beobachteten. — „Wie kommen Sie dazu?"

Ich erzählte, daß ein Polizeiagent seinem Wagen gefolgt sei. — „Ich irre mich vielleicht", setzte ich hinzu. „Der Mann war möglicherweise kein „Detective" und dachte gar

nicht daran, Sie zu überwachen. Aber er sah sehr dienst-eifrig aus, als er hinter Ihnen herlief."

Da lachte Cunningham kurz und gezwungen und erwiderte: „Ja, Sie irren sich wahrscheinlich."

Er spielte mit der Angel, aber er war sichtlich nicht mehr mit seinem Geiste bei der Sache.

„Sie bleiben doch noch einige Tage in Paris", sagte ich. „Ist es Ihnen recht, daß wir einen Abend zusammen verbringen? Wollen Sie mit mir essen?"

„Mit großem Vergnügen. Heute und morgen jedoch bin ich nicht frei. — Uebermorgen, wenn es Ihnen paßt".

„Schön! Wo wollen wir uns treffen? Soll ich Sie abholen? Wo sind Sie abgestiegen?"

„Mich finden Sie doch nie zu Hause. Ich bin von früh bis spät unterwegs. Ich sehe mir Paris diesmal ordentlich an."

Er angelte in Asnières, wie ein guter Spießbürger der Rue St. Denis! Das zeugte nicht gerade dafür, daß er sich Paris ansähe! Aber ich behielt diese Beobachtung für mich.

„Ich werde Sie abholen", fuhr er fort. „Geben Sie mir Ihre Adresse." — Er laß die Karte, die ich ihm reichte. — „Uebermorgen um sechs Uhr bin ich bei Ihnen. Um sechs Uhr. Pünktlich auf die Minute!"

Ich hörte Schritte hinter uns und wandte mich um. Da kamen dieselben drei Personen, die ich mit Cunningham im Wagen in den Champs Elysées bemerkt hatte. Sie musterten mich scharf und gingen vorüber, ohne Cunningham begrüßt zu haben. Dieser täuschte sich wohl nicht darüber, daß ich seine Genossen wiedererkannt hatte, aber

er blickte anscheinend unbefangen vor sich hin und sagte nichts. — Es war nicht mein Recht und es war nicht meine Aufgabe, der Natur der Beziehungen zwischen Cunningham und den Unbekannten nachzuforschen. Ich sagte nicht, daß ich die Drei wiedererkannt hätte, aber ich empfand ein gewisses Unbehagen in dem Gefühle, Cunningham wohl ungelegen gekommen zu sein; und nachdem ich noch einige gleichgültige Worte mit ihm gewechselt hatte, ging ich meiner Wege. — Ich drehte mich absichtlich nicht nach ihm um. Die Landstraße machte bald darauf einen Bogen und führte über eine Brücke. Von der andern Seite der Seine sah ich sodann die Stelle wieder, wo ich mit Cunningham zusammengetroffen war. Sie war leer. Auch von den drei Unbekannten war am jenseitigen Ufer, das ich auf eine weite Strecke übersehen konnte, nichts mehr zu erblicken.

An dem bestimmten Tage, als ich Cunningham erwartete, empfing ich, kurz vor sechs Uhr, einen Brief, den mir ein Dienstmann brachte. Cunningham schrieb darin, er sei durch dringende Geschäfte verhindert, den Abend mit mir zu verbringen; ich möchte ihn entschuldigen; hoffentlich würde er noch Zeit finden, mich vor seiner Abreise aufzusuchen; andernfalls sage er mir hiermit auf Wiedersehen: in Japan oder Californien, oder in London oder Paris; irgendwo würden sich unsere Wege ja schon wieder einmal kreuzen; bis dahin bäte er mich, ihm ein gutes Andenken zu bewahren.

Ich war durch diese kühle Absage etwas verstimmt, aber sie kam mir nicht ganz unerwartet. Ich hatte längst gemerkt, daß Cunningham in seinen Bewegungen nicht so

frei war, wie er es scheinen wollte, und daß man sich nicht unbedingt auf ihn verlassen konnte. Er hatte mir immer ganz gut gefallen, aber das Geheimnißvolle in seinem Wesen hatte mich von ihm fern gehalten und ich war nicht so vertraut mit ihm geworden, wie mit vielen Andern, die ich „draußen" kennen gelernt hatte. Der „Häßliche" pflegte ihn „einen eigenthümlichen Fisch" zu nennen, „und nicht ohne Gräten." — „Ein eigenthümlicher Fisch" — sagte ich mir, — und damit schlug ich mir den „Dunkeln" aus dem Sinn, und bald dachte ich nicht mehr an ihn.

Einige Zeit darauf, als ich mir eines Tages im Club die neuesten illustrirten Wochenschriften ansah, fiel mir in einem englischen Blatte ein Porträt auf, das gleich auf der ersten Seite, als das Hauptbild der Nummer prangte. Es stellte einen jungen Mann dar, beinah noch ein Kind, mit weitgeöffneten, großen Augen, die erstaunt und furchtlos blickten, schmalen, bartlosen Lippen, festgeschlossenem Munde und breitem, festem Kinn. — Das Gesicht schien mir bekannt. Ich blickte nach der Unterschrift und las: „James Geoghegan, der Fenier, nach einer älteren Photographie. Siehe den Artikel: Der neueste Fenier Putsch."

Ich fand den bezeichneten Artikel und las ihn. Es war darin von einer jener ruchlosen Gewaltthätigkeiten die Rede, welche die Fenier-Unternehmen zu einer traurigen Berühmtheit gebracht haben. Man hatte in einer großen englischen Stadt ein öffentliches Gebäude in die Luft sprengen wollen. Es war nicht geglückt; der mißlungene Versuch hatte jedoch einigen Personen das Leben gekostet, und viele andere waren dabei grausam verwundet worden.

Die Polizei hatte die Mehrzahl der Uebelthäter ergriffen; aber dem eigentlichen Urheber des Verbrechens war man noch nicht auf der Spur. Man hoffte, seiner habhaft zu werden, denn der Telegraph hatte eine genaue Beschreibung seiner Person nach den Häfen des Vereinigten Königreichs getragen, und es wurde aller Orten scharf auf ihn gefahndet. Ein hoher Preis war auf seine Festnahme ausgesetzt.

Als ich die Beschreibung James Geoghegans las, erkannte ich sofort Walter Cunningham; auch war dieser letztere Name mit einem halben Dutzend anderer angeführt, deren „der Dunkle" sich an verschiedenen Orten zu bedienen pflegte. Nach dem Zeitungsberichte war Cunningham trotz seiner Jugend eines der gefährlichsten Mitglieder der internationalen Umsturzpartei. Er stammte aus guter und reicher Familie, war Irländer von Geburt, in Genf erzogen worden, und hatte sich, kaum den Knabenjahren entwachsen, der Revolution in die Arme geworfen. Seit geraumer Zeit widmete er sich in erster Linie fenischen Zwecken; aber er unterhielt Beziehungen mit den politischen Verschwörern aller Länder, und man wollte sein gemeingefährliches Treiben nicht nur in England, sondern auch in Spanien, Italien und Frankreich beobachtet haben. Eine Zeit lang schien sein Bestreben hauptsächlich darauf gerichtet gewesen zu sein, die englischen Regimenter, die in den Kolonien dienten, zu demoralisiren. Dies war, wie die Zeitung berichtete, an dem vortrefflichen Geiste der britischen Armee gescheitert, und Cunningham hielt sich deshalb, seit zwei Jahren etwa, wieder in Europa auf. Die Polizei kannte ihn genau; es war ihr jedoch bisher nicht gelungen, Beweise für seine verbrecherische Thätigkeit zu

finden, die genügt haben würden, seine Verurtheilung zu rechtfertigen. Man hatte deshalb von seiner Verhaftung Abstand genommen und sich damit begnügt, ihn scharf zu überwachen. Seine Betheiligung an dem letzten Fenier-Putsch konnte nun, Dank den Aussagen eines Kron-Zeugen, klar und deutlich nachgewiesen werden; aber er hatte sich der Festnahme durch die Flucht zu entziehen gewußt und war vorläufig noch spurlos verschwunden.

Soweit berichtete die illustrirte Zeitung. — Ich verfolgte von jenem Tage ab den bewußten Fenier-Prozeß mit großer Aufmerksamkeit. Es war darin vielfach von James Geoghegan alias Walter Cunningham die Rede; — aber der Genannte selbst blieb unsichtbar. — Seine Genossen wurden zu schweren Strafen verurtheilt. Von ihm habe ich nie wieder gehört. In Japan und China ist er auch nicht wieder aufgetaucht; vielleicht ist er gestorben, oder er lebt in Amerika unter einem falschen Namen; daß er sich nach Europa zurückgewagt haben sollte, bezweifele ich; denn dort hätte er mit seinen eigenthümlichen Augen nicht lange verborgen bleiben können.

Wir Fünf: der Kapitän, meine drei Reisegefährten und ich, pflegten uns des Abends, bei gutem Wetter, hinter dem Mann am Steuer, an einem ruhigen Platze zu versammeln, wo es für die Mannschaft nur selten etwas zu thun gab. Wir hatten dort unsere großen Bambus-Sessel ausgestellt, und verblieben darauf oft bis tief in die Nacht hinein: über uns den unergründlich tiefen, wolkenlosen Himmel, mit großen leuchtenden und funkelnden Sternen dicht bedeckt; unter und neben uns das ge-

heimnißvolle, dunkle stille Meer, dessen lange, regelmäßige, mächtige Wogen das Schiff langsam und sanft wie eine Wiege hoben und senkten; hinter uns einen schmalen, langen, im Sternenlicht zauberhaft glitzernden Silberstreifen, die Furche des geräuschlos dahingleitenden Fahrzeuges; um uns wunderbar weiche, laue, reine Luft, die die Brust wie Balsam einsog und in der gerade genug Bewegung herrschte, um die weitausgespannten, geisterhaft schimmernden, weißen Segel des scharfen Klipperschiffs sanft zu füllen. — Lange Jahre sind seit jener schönen Fahrt vergangen; — aber sie ist mir unvergeßlich geblieben; und einige der Geschichten, die ich damals gehört habe, will ich nun erzählen.

Nelly Delano.

Es war im Jahre '62 oder '63 — ganz genau weiß ich das nicht mehr — aber jedenfalls war es zur Zeit, als die Taiping-Rebellion in China auf ihrer Höhe stand, und die Aufständischen bis in die unmittelbare Nähe von Shanghai vorgedrungen waren.

Ich führte damals die „Aurora Belisle", 1400 Tonnen, Lloyd A I., ein gutes Fahrzeug, das mich durch zwei der schlimmsten Taifune getragen hat, von denen man auf der Küste spricht, und das hundert Jahre hätte leben können, wenn es nicht von meinem Nachfolger, dem rothen Lennox, am hellichten Tage, unter vollem Segel, am Eingang des Yangtzekiang auf eine Sandbank gesetzt worden wäre, die mein schwarzer Koch auf der Karte gefunden haben würde. Dort wurde es bei der nächsten Ebbe zerschlagen. Mannschaft, Instrumente und Logbuch rettete man, sonst keinen Spahn. Aber Lennox bekam ein paar Jahre später ein feines Dampfboot, das er noch heute führt, und auf dem er nichts zu thun hat, als sich dreimal täglich umzuziehen, Cheroots zu rauchen, bei Tische den Vorsitz zu führen, und mit den Passagieren höflich zu sein. — Ich habe noch

kein Schiff verloren, besitze mein Patent seit nahezu dreißig Jahren und habe es nicht weiter als bis zum Kapitän eines Segelschiffes gebracht. — Nun, ich gönne dem Lemor seinen Dampfer; aber bei schlechtem Wetter möchte ich nicht mit ihm fahren.

Ich war in Shanghai an Wilson & Co. consignirt; ich hatte eine Ladung Reis aus Saigon gelöscht und wollte in den nächsten Tagen auf Ballast dorthin zurückkehren, denn an Fracht nach dem Süden war damals nicht zu denken. Die Taiping machten die Provinz unsicher, und die fremden Kaufleute gingen mit den Händen in der Tasche auf dem „Bund" spazieren.

Ich saß in dem Zimmer, das mir Jack Wilson angewiesen hatte, wenn ich auf dem Lande war, als Herrn Irvings Diener — Irving war, wie Sie sich erinnern werden, Wilsons Associé — in das Zimmer trat und mir sagte, sein Herr ließe fragen, ob ich mit ihm ausfahren wollte; wenn dies der Fall wäre, so möchte ich mich beeilen, denn das Pferd sei eingespannt, und die Fliegen machten es ungeduldig.

Ich antwortete, daß ich in fünf Minuten bereit sein würde, und ich wollte mir gerade den Hut aufsetzen und hinuntergehen, als mein eigner Boy eintrat und mir einen großen dicken Brief überreichte. Ich riß ihn schnell auf und erblickte zahlreiche Zeugnisse und Zeitungsnotizen, alle vielfach eingekniffen und beschmutzt, wie es Einlagen zu Bettelbriefen zu sein pflegen, und sodann ein Schreiben an mich, in guter Handschrift, das mit den Worten begann: „Hochgeehrter Herr! Das tiefe Elend, in dem ich mich befinde, möge als Entschuldigung des Unterstützungsgesuches

dienen, welches ich mir erlaube an Ihre bekannte Wohlthätigkeit zu richten . . ." Weiter las ich nicht. Ich sah mir nicht einmal die Unterschrift an; auch machte es mir keine Sorge, auf welche Weise der Schreiber mit meiner Wohlthätigkeit bekannt geworden war, die ich in China nur selten zu bethätigen Gelegenheit gefunden hatte.

„Geben Sie dem Mann seine Papiere zurück," sagte ich, „und bestellen Sie dem Comprador, er solle ihm für meine Rechnung drei Dollars zahlen."

Mein Boy verschwand wieder, und ich, um nicht von dem Bettler gesehen und behelligt zu werden, ging die Hintertreppe hinunter, die mich nach dem Hofe führte, wo Irving und der Wagen auf mich warteten. Als ich aus der Thür trat, hörte ich im Vorsaal laut sprechen und unterschied Wilsons Stimme, sowie die eines Fremden, der sich sehr laut vernehmbar machte, ohne daß ich jedoch verstehen konnte, was er sagte.

Irving rief mir zu, ich möchte schnell einsteigen, da das Pferd sehr ungeduldig wäre; und eine Secunde später rollten wir aus dem „Compound" hinaus.

Am Thor drehte ich mich um und sah in der Hausthür, neben dem kleinen Wilson, einen langen, hageren Mann in dunklem Anzuge stehen. Die Erscheinung hatte etwas Bekanntes, was mich an alte Zeiten erinnerte, aber es wollte mir nicht gelingen, mich zu besinnen, wo ich sie bereits gesehen hatte.

Als ich zwei Stunden darauf von der Spazierfahrt wieder zurückgekehrt war, sagte mir der Diener, der mir beim Umkleiden half, der Fremde hätte die drei Dollars nicht nehmen wollen und wäre augenscheinlich sehr unge-

halten gewesen. — Worüber? — Das wüßte er, der Boy, nicht; aber Herr Wilson, der mit dem Manne gesprochen hätte, würde es mir sagen können.

Bei Tische erzählte mir dieser denn auch, der Fremde habe tiefe Entrüstung darüber bekundet, daß ich mir erlaubt hätte, ihm drei Dollars anzubieten. Er habe behauptet, er sei ein alter Freund von mir, und ich werde sicherlich bereuen, ihn so schlecht behandelt zu haben. Er, Wilson, habe die Sache nicht weiter untersuchen können; um den Mann los zu werden, der übrigens heruntergekommen und hilfsbedürftig ausgesehen, habe er ihm zehn Dollars geschenkt, mit denen er, ohne viel zu danken, davongegangen sei.

„An der Thür," fuhr Wilson fort, „drehte er sich noch einmal um und sagte mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Grüßen Sie Kapitän Mac Gregor von mir und sagen Sie ihm, er wäre durch seine eigene Schuld um die Geschichte von Nelly Delano gekommen, die ich ihm erzählt haben würde, wenn er sich mir gegenüber besser benommen hätte."

„Die Geschichte von Nelly Delano?" rief ich aus.

„So fragte auch ich," antwortete Wilson. „Und darauf erwiederte der Mann einfach: ‚Ja, sagen Sie nur: Nelly Delanos Geschichte. Mac Gregor wird mich schon verstehen.'"

„Nannte er seinen Namen?"

„Jawohl: Peter O'Connor."

Nun verstand ich in der That, was der Mann gemeint hatte, und bedauerte, ihn nicht gesehen zu haben. Er war kein Freund von mir. Das hatte er gelogen. Er

hatte mir im Gegentheil vor Jahren schweres Leid zugefügt. — Er war ein Schauspieler, und ein recht schlechter obendrein; aber ein bildschöner Mensch: zehn Zoll, wie eine Tanne gewachsen, blaue, klare Augen und dabei pechschwarzes, glänzendes Haar, und Zähne, die so weiß waren, daß es schien, als ob das ganze Gesicht erglänze, wenn er lachte. — Wir hatten uns in Belfast kennen gelernt, als ich mich damals — es war im Jahre 1850 — um die Hand des hübschesten Mädchens bewarb, das meine alten Augen je gesehen haben. — Nelly Delano war ihr Name.

Sie lebte allein mit ihrer Mutter, deren einziges Kind sie war, und die ein kleines Vermögen besaß. Ihren Vater hatte sie früh verloren. — Wir kannten uns seit vielen Jahren, und es war längst eine abgemachte Sache, daß ich sie heirathen würde, sobald ich mein Kapitänspatent und ein Schiff dazu vorzeigen könnte. Das Eine hatte ich gerade bekommen, und das Andere gefunden, und nun war ich vor der Abreise nach Canton in Belfast, um dort alles sicher zu machen. Ich hatte Nelly etwa vier Wochen lang nicht gesehen. Geschäfte hatten mich in London festgehalten. — Schon als ich sie begrüßte, bemerkte ich eine auffallende Veränderung an ihr. Sie, die mir sonst freundlich, mit ausgestreckten Händen entgegenkam, um mir Willkommen zu sagen, blieb drei Schritte vor mir steif und still stehen und wußte kaum, wie sie guten Tag hervorbringen sollte. Auch die Mutter war verlegen. Ich winkte dieser mit den Augen zu, daß ich sie allein zu sprechen wünschte, und wollte ihr soeben in die Küche folgen, wohin sie mir vorausgegangen war, als ein Fremder hereintrat, von dem ich wußte, noch bevor man mir seinen

Namen genannt, daß er mir Nellys Herz gestohlen hatte. Sie wurde bei seinem Anblick mit Roth übergossen. — Und wie ihre Augen leuchteten!

Ich hatte bei Nelly Delano in Gegenwart Peter O'Connors nichts zu suchen und ging meiner Wege; aber ich steure gern gerade auf mein Ziel los, und am nächsten Morgen, zu früher Stunde war ich wieder bei ihr, um mich mit ihr auszusprechen. Es war gerade so, wie ich es gefürchtet hatte: sie liebte den Komödianten. — Ich redete auf sie ein, bis mir die Zunge trocken war und der Kopf leer. Es nützte zu nichts. Die Mutter kam mir mit rothgeweinten Augen zu Hülfe — ebenso erfolglos. Und als die alte Frau endlich die Geduld verlor und zornig ausrief: „Mit meiner Einwilligung heiratheſt Du den hergelaufenen Menschen nun und nimmermehr!" da war Nelly, die ich Jahre lang als das schüchternste, bescheidenste Mädchen gekannt hatte, wie umgewandelt, und in hellem Zorn, mit blitzenden Augen rief sie aus: „Ihr sollt mich nicht unglücklich machen; und wenn Ihr es versucht, so laufe ich davon, nach Dublin oder in's Meer!" — Wir waren Beide ganz erschrocken; denn Aehnliches hatten wir nicht erwartet. Die Mutter machte mir ein Zeichen, ich möchte ruhig sein, und verließ gleich darauf das Zimmer. Ich folgte ihr nach, und da flüsterte sie mir schnell zu, ich solle nur den Muth nicht verlieren, Nelly werde schon wieder zur Vernunft kommen; sie, die Alte, werde die Sache in Ordnung bringen; einstweilen solle ich das Kind nicht aufregen; es nütze zu nichts; sie würde nur immer störrischer werden; ihr seliger Vater sei gerad' so gewesen. —

Aber ich konnte die Hände nicht in den Schooß legen, und so machte ich mich auf und suchte nach der Wohnung des Schauspielers, die ich mit Leichtigkeit fand. Der Besitzer derselben war zu Hause. — Wenn Nelly die Wohnung gesehen hätte, so würde das, dessen bin ich gewiß, genügt haben, sie von O'Connor abzuwenden. Es sah dort abscheulich aus: überall Schmutz und Unordnung; und dabei roch es nach verdorbener Schminke, schlechtem Taback und Branntwein. — Ich sagte dem Manne ohne Umschweife, was mich zu ihm führte: ich wäre der verlobte Bräutigam von Fräulein Delano, und beabsichtigte, sie zu heirathen. Was er dazu zu sagen habe? Da lächelte er verschmitzt und abscheulich und meinte, das sei seine Sache gar nicht, das möchte ich nur mit der jungen Dame selbst ausmachen. — Wenn ich jemals nahe daran gewesen bin, Jemanden um's Leben zu bringen, so war es an jenem Tage. Aber ich hielt mich zurück und ging schnurstracks wieder zu Nelly, um ihr zu sagen, was ich gesehen hatte, und um sie bei ihrem und meinem Glück zu beschwören, dem unwürdigen Manne, der sich in ihr Herz eingeschlichen hatte, zu entsagen. — Sie hörte mir stumm zu, so daß ich verwirrt wurde; aber als ich das Wort aussprach: „Nelly, glauben Sie Ihrem besten Freunde, glauben Sie Ihrer Mutter, der Mann ist ein elender Betrüger und Verführer!" da wurde sie kreideweiß und erhob sich, und stand da wie eine Königin und wies mir mit einer stummen Gebärde die Thür.

Ich kehrte trostlos nach London zurück, wo ich noch kurz vor meiner Abreise einen Brief von Frau Delano erhielt, in dem sie mir sagte, ich möchte nicht verzweifeln, sie

wache über unser Glück, und werde mir über Alles, was vorfalle, nach China berichten.

Nach langer und beschwerlicher Seereise langte ich vier Monate später in Canton an, und dort empfing ich auch bald darauf einen Brief von Frau Delano, der wenige Wochen nach meiner Abreise geschrieben war, und in dem die alte Frau mir die kummervolle Mittheilung machte, Nelly sei mit dem blauäugigen Schauspieler davongelaufen, und weder von ihm noch von ihr sei eine Spur aufzufinden.

Seitdem hatte ich nichts wieder von dem Mädchen gehört und nur erfahren, daß ihre Mutter gestorben sei. Als ich fünf Jahre später einmal wieder in Belfast war und mich nach ihrem Schicksal erkundigte, konnte mir Niemand Auskunft geben. — Die verstorbene Wittwe war vergessen und die entführte Tochter verschollen.

Und nun tauchte Peter O'Connor plötzlich in Shanghai auf und nannte sich meinen Freund!

Dies Alles erzählte ich Wilson und Irving, während wir auf der Veranda unsern Kaffee tranken; und wir kamen überein, daß wir O'Connor wiederfinden müßten, damit er uns über Nellys weitere Schicksale berichte.

„Er wird wiederkommen, wenn er die zehn Dollars vertrunken hat, welche ich ihm gegeben habe," meinte Wilson. „Denn der Mann ist ein Säufer. Das sah ich ihm beim ersten Blick an."

„Hat er Ihnen gesagt, wie er nach Shanghai gekommen ist?" fragte ich.

„Als Kellner auf einem Schiff. Man hatte ihn in England glauben gemacht, daß in China das Geld für Seinesgleichen auf der Straße liege, und er war hierher-

gekommen, um es aufzuraffen. — Natürlich hat er nichts gefunden."

„Nun, ich glaube auch, daß er wiederkommen wird," sagte ich, und damit tröstete ich mich für jenen Abend.

Aber mehrere Tage vergingen, und er kehrte nicht zurück. Ich wurde über alle Beschreibung ungeduldig. Es war bei mir zu einer Art fixer Idee geworden: ich wollte Nellys Geschichte erfahren, und ich quälte Wilson und Irving, mir bei meinen Bemühungen, O'Connor wieder aufzufinden, behülflich zu sein. Sie thaten es auch bereitwillig, und eines Tages berichtete mir Wilson, er habe den Gesuchten in der französischen Niederlassung erblickt, in dem Viertel der Matrosenschenken; als O'Connor aber seiner ansichtig geworden, sei er schnell in eine Seitengasse eingebogen, und trotz aller Bemühungen habe er, Wilson, ihn dort nicht wiederfinden können.

Nun suchte ich jeden Abend stundenlang das Matrosenquartier ab; und wohl an hundert Leute, die ich dort antraf, richtete ich dieselbe Frage: ob sie mit einem Peter O'Connor bekannt wären.

Eines Tages endlich bekam ich Antwort. Ich stieß auf einen Matrosen, der mit dem Schauspieler herausgekommen war.

„Ja wohl, ich kenne den O'Connor," sagte er mir; „ein Erzlump, trinkt für Vier; und der vergnüglichste Passagier, den Sie sich denken können. Das ganze Schiff unterhielt er mit seinen Geschichten, drollige und traurige und wunderbare, die er erlebt haben wollte und die natürlich alle von A bis Z erlogen waren. Aber sie waren hübsch, und manche Stunde habe ich ihm gegenüber gesessen

und gelauscht. Da war besonders eine Geschichte, die wir alle gar nicht oft genug hören konnten; er nannte sie „Nellys Geschichte".

„Sie sind der Mann, den ich suche," sagte ich und ich forderte ihn auf, mit mir in eine Schenke zu treten. Er folgte mir einigermaßen erstaunt, denn er kannte mich und wußte, daß es nicht meine Art ist, mich mit Seinesgleichen an öffentlichen Orten niederzusetzen; aber ich wußte, was ich that, und kümmerte mich nicht um seine Verwunderung. Ich ließ ein Glas Grogk für ihn kommen und dann sagte ich:

„Nun erzählen Sie mir die Geschichte."

„Welche?"

„Nun die von Nelly Delano natürlich!"

Er sah mich verblüfft und gleichsam beschämt an. „Mein Unglück!" sagte er. „Das kann ich nicht, und nun werden Sie mich vielleicht für einen Schwindler halten. Es ist gerade die einzige von Peter O'Connors Geschichten, die ich nicht mit angehört habe, obgleich er sie dutzende Male erzählt hat; aber jedesmal wollte es der Zufall, daß ich dann Dienst hatte. Aber es war eine rührende Geschichte! Soviel kann ich Ihnen sagen, Kapitän. Alle Mann an Bord versicherten, sie mit anzuhören sei ebenso gut wie im Drury Lane zu sitzen, wenn dort ein richtiges Trauerspiel aufgeführt wird."

„Und ist keiner von Ihren Kameraden hier, der die Geschichte gehört hat?"

„Sie sind alle mit dem „Agamemnon" von Futschau nach London zurückgesegelt. Ich allein wurde abgelohnt, weil ich krank war und im Hospital lag. — Aber das

schadet nichts. Sie sollen bald erfahren, was Sie zu wissen wünschen. Peter O'Connor ist in Shanghai; ich habe ihn noch vorgestern gesehen. Bei der nächsten Gelegenheit werde ich ihm ein Glas Schnaps bezahlen, und mir von ihm erzählen lassen. Er thut es gern; ich kenne ihn; und dann sollen Sie Nellys Geschichte von mir hören."

Ich gab dem Manne ein paar Dollars, und er versprach mir, mich bei Wilson und Co. aufzusuchen, sobald er O'Connor gesehen hätte. — Zweimal kam er dort auch zu mir, aber immer nur, um zu berichten, merkwürdigerweise sei O'Connor nicht wieder aufgetaucht. — Und über alles Das war die Zeit hingegangen; ich konnte nicht länger warten und mußte nach Saigon zurücksegeln — Pflicht geht vor Vergnügen!

Vier Monate später kehrte ich nach Shanghai zurück. Weder Wilson noch Irving hatten ein Wort von O'Connor gehört. Möglicherweise hatten sie auch gar nicht mehr an ihn gedacht. Was ging sie Nelly Delano an! Aber wie der Zufall manchmal sonderbar spielt! So kam es, daß ich meinen Matrosen, denselben, der mit O'Connor gefahren war, wieder antraf. Er konnte mir Nachrichten von dem Verschwundenen geben. — O'Connor hatte sich von General Wood anwerben lassen, war mit diesem gegen die Taiping-Rebellen gezogen, bei der Einnahme von Sung-Kiang verwundet worden, und lag jetzt im Hospital. Die Adresse des General Wood, der damals als oberster Befehlshaber eines chinesischen Armeecorps eine große Rolle in Shanghai spielte, war mit Leichtigkeit zu ermitteln. Ich fand ihn in der Kegelbahn — einen merkwürdigen Mann. Er trug den Kopf etwas gesenkt, aber seine hellen,

dreisten Augen, die von unten heraufblickten, musterten mich von Kopf bis zu Füßen.

Als ich ihn nach Peter O'Connor fragte, und den Wunsch ausdrückte, den Mann zu sehen, sagte er:

„Da müssen Sie sich beeilen, denn lange kann er nicht mehr leben; er hat eine Kugel irgendwo im Leibe, die ihn daran verhindert."

„Wo liegt er?"

„Im chinesischen Militärhospital."

„Wie kann ich ihn dort sehen?"

„Wenden Sie sich an Doctor Spencer."

Eine Stunde später trat ich in den Saal, in dem O'Connor mit einem Dutzend anderer mehr oder weniger Schwerverwundeter lag. Doctor Spencer führte mich an sein Bett und entfernte sich sodann wieder.

Ich hätte Mühe gehabt, in dem Manne, der dort lag, den schönen O'Connor wiederzuerkennen. Er war erschrecklich abgemagert, und der Tod stand ihm auf dem Gesichte geschrieben. Aber die Haare, die feucht auf der Stirn klebten, waren noch pechschwarz, und das Fieber, das aus den blauen Augen leuchtete, ließ diese jung erscheinen.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" fragte ich.

Er sah mich aufmerksam an und schüttelte den Kopf.

„Mein Name ist Kapitän Mac Gregor."

„Ah so!" sagte er.

„Wollen Sie," fragte ich, „mir die Geschichte von Nelly Delano erzählen?"

Da lächelte er, und ich bemerkte, daß seine Zähne so weiß und so vollständig waren wie vor dreizehn Jahren.

„Ich dachte mir wohl, daß Sie danach fragen würden," antwortete er, „und ich will Ihnen die Geschichte auch erzählen, obgleich Sie es eigentlich nicht um mich verdient haben. — Es war nicht hübsch von Ihnen, Kapitän, einen alten Bekannten mit drei Dollars abspeisen zu wollen."

Aber schon nach diesen Worten wurde er in seiner Rede durch einen Hustenanfall unterbrochen.

„Geben Sie mir etwas zu trinken," sagte er, „Wein, oder noch besser Branntwein."

„Das wird Ihnen schaden."

„Besser am Branntwein als am Durst sterben," sagte er.

Ich lief hinaus zum Doctor und fragte ihn, was ich thun sollte.

„Geben Sie ihm, was er verlangt," meinte der. „Heut' Abend ist er so wie so todt."

Darauf ließ ich ein großes Glas mit Branntwein und Wasser füllen und reichte es ihm. Er trank es mit gierigen Zügen aus, und seine Augen begannen noch heller zu leuchten.

„Nun sollen Sie die schöne Geschichte hören," sagte er.

Er lächelte mit derselben abscheulichen Verschmitztheit, die ich vor Jahren bei unserm Zusammentreffen in seiner Wohnung bemerkt hatte, und begann:

„Nelly Delano . . ."

Und in demselben Augenblick richtete er sich im Bette hoch empor, breitete die Arme im Kreuz aus und fiel zurück — todt. —

Mac Gregor schwieg und schaute nachdenklich und traurig vor sich hin.

„Nun, und die Geschichte von Nelly Delano, die Sie uns versprochen hatten?"

Ich kann Ihnen nur das Ende erzählen, und das ist traurig genug, fuhr Mac Gregor nach einer Pause fort. Als Harvey, Kapitän Harvey, der Hafenmeister, nach Yokohama kam, und ich ihn dort nach langjähriger Trennung zum ersten Male wiedersah und einen Landsmann und alten Freund in ihm erkannte, da kam auch, am ersten Abend schon, das Gespräch auf Nelly Delano. Harvey hatte sie nicht genau gekannt, aber sie manchmal gesehen und er wußte, in welchen Beziehungen ich zu ihr gestanden hatte.

Er erzählte mir, daß er als Küstenwächter in Irland, bald nach seiner Verheirathung, als er eines Abends in der Dämmerung vom Dienst nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, an einer einsamen Stelle der Küste von einer jungen Frau, die ein Kind in den Armen trug, um ein Almosen angesprochen worden sei.

„Sie sah", so erzählte Harvey, „zum Erbarmen aus. Ich wollte ihr etwas geben und suchte nach kleiner Münze in der Tasche; aber wie ich mir das Weib dabei etwas genauer ansah, kam sie mir bekannt vor; und auch sie wurde plötzlich verlegen, als sie bemerkte, daß ich sie musterte.

‚Wer sind Sie, Frau?' fragte ich).

‚Eine arme Frau,' antwortete sie.

‚Das sehe ich, aber wie heißen Sie? — Es scheint mir, daß wir uns im Leben schon einmal begegnet sind.'

‚Das glaube ich nicht,' erwiderte sie kleinlaut, und damit wollte sie sich entfernen.

„Aber ich hielt sie zurück.

‚Frau, ich kenne Sie . . . Mein Name ist Harvey, Küstenwächter Harvey aus Holywood . . . . . Wie heißen Sie?‘

„Nun aber wandte sie sich entschlossen ab und ging so schnell davon, daß ich mich beeilen mußte, um sie einzuholen.

‚Das nützt ja zu nichts,‘ sagte ich, ‚bleiben Sie nur ruhig stehen. Ich will Ihnen kein Leid zufügen. — Wie heißen Sie?‘

‚Ach, Herr Harvey,‘ sagte sie, und es zuckte um ihren Mund, und in dem magern Gesichte arbeitete es, daß es ein Jammer war, mit anzusehen.

‚Nun, keine Furcht, Frau! — Wie heißen Sie?‘

‚Früher, als Sie mich kannten, hieß ich Nelly Delano.‘

‚Das ist richtig,‘ antwortete ich, denn nun hatte ich sie sofort wieder erkannt.

„Ich führte sie nach unserer Wohnung, und ich brauchte mich nicht bei Frau Harvey zu entschuldigen, daß ich ihr etwas Gutes zu thun gab. Dazu war sie stets bereit. Sie brachte das kranke Weib bei uns unter und pflegte es nach Kräften. Auch ein Arzt wurde gerufen, aber das Elend hatte die Arme schon zu sehr heruntergebracht. Als sie ihr Kind geborgen wähnen durfte — denn sie mochte wohl erkennen, daß wir nicht Leute waren, die ein hülfloses kleines Wesen hinausgestoßen haben würden — da verließen sie die Kräfte, die sie bis dahin noch aufrecht erhalten hatten; sie wurde bettlägerig und nach vierzehn Tagen war sie todt. In ihren Fieberträumen sprach sie oftmals von Ihnen, aber noch öfter nannte sie

den Namen Peter, und immer war es, um ihn anzuflehn, sie nicht zu verlassen, und um ihn zu bitten, doch nur Geduld mit ihr zu haben, sie werde ja ruhig sein und Alles thun, was er ihr befehle. Was das bedeuten sollte, verstanden ich und meine Frau nicht, denn wir hatten nicht gewagt, die Frau, die wir bei uns aufgenommen, neugierig auszuforschen; sie selbst aber hatte nicht von ihrer Vergangenheit gesprochen.

„Wir nahmen den Knaben, den sie uns hinterlassen, an Kindesstatt an und hofften, unsere Freude daran zu haben und sagten oftmals, Nelly Delano habe uns Segen in's Haus gebracht. Das Kind war nämlich aufgeweckt und hübsch, stark und gesund und machte uns viel Freude. Aber das dauerte nur bis zu seinem fünften oder sechsten Jahre. Dann bemerkten wir, daß der Knabe grausam und verlogen war. — In der Schule wurde der Junge ein Thunichtgut, über den seine Lehrer fortwährend Klage führten. Nach und nach wandte sich unser Herz von ihm ab — er war zu sehr andrer Art als wir. Er tobte und lärmte im Hause, quälte den kleinen Hund und lebte in fortwährendem Kriege mit seinen Schulkameraden. Eines Tages gerieth er in heftigen Streit mit ihnen und bei der Gelegenheit zog er ein Messer und verwundete einen seiner Gegner. Es war nur eine leichte Verletzung, aber der Bursche mochte Furcht haben, dafür hart bestraft zu werden. — In der Nähe von Belfast war eine Besserungsanstalt für verwahrloste Kinder. Das wußte er ganz genau, denn der Lehrer hatte ihm oftmals gesagt, dahin gehöre er viel mehr als in eine Schule, wo ruhige Kinder ehrlicher Leute etwas lernen sollten. — Vor diesem Hause

hatte er große Angst, denn oftmals erkundigte er sich bei mir, wie es dort zuging; und ich, in der Hoffnung, ihn zu schrecken und dadurch zu bessern, hatte ihm gesagt, daß die Kinder dort in dunkle Zellen gesperrt und mit Ruthen gezüchtigt würden. — Ich denke mir, die Furcht vor jener Anstalt war es, die ihn in die Fremde trieb. Er lief davon. — Und seitdem habe ich nie wieder von ihm gehört, offen gesagt, mich auch nicht mehr um ihn bekümmert, denn ich bin überzeugt, wenn er noch lebt, so ist er ein Böswicht. — Nelly Delano aber liegt auf dem Kirchhof in Holywood begraben, und wenn Sie, Kapitän Mac Gregor, einmal dorthin kommen, werden Sie ihr Grab schon finden, denn wir haben Sorge getragen, daß es wohl unterhalten werde. Ihr Mädchenname steht darauf, da wir nicht wußten, welchen andern wir ihr hätten geben können. Auch hatten wir keinen Trauring an ihrem Finger gefunden."

Der Kapitän der „Santa Junta“.

Die „Santa Junta" war ein in Frankreich gebauter Schraubendampfer von vierzehnhundert Tonnen, der seit langen Jahren unter amerikanischer Flagge fuhr. Er war in den meisten chinesischen und japanischen Häfen ein oft gesehener Gast; aber bekannter noch und beliebter war sein Kommandant. Dieser führte den Namen José Closmaduec. — Wenn er mit einem Franzosen zusammentraf, der englisch verstand, so sagte er: „Wir sind halbe Landsleute; denn ich stamme aus der Bretagne. Mein Großvater lebte dort; er besaß in der Nähe von Rennes ein kleines Gut, aber er konnte sich mit den „Blauen" nicht vertragen und wanderte aus, als diese unwiderruflich gesiegt hatten, und die Vendée sich unterwerfen mußte." — Engländern gegenüber äußerte er sich anders. Diesen wußte er von Caermarthen in Südwales zu erzählen, wo seine Familie zu Anfang des Jahrhunderts noch große Besitzungen gehabt haben sollte. — Den Großvater, Jesaias, stellte er Engländern sowohl wie Franzosen als den Gründer der südamerikanischen Linie der Closmaduec vor. Er war sehr stolz auf diesen Vorfahren, von dem er die abenteuer-

lichsten Geschichten zu erzählen pflegte; und da seine zahlreichen Bekannten wußten, daß es ihm nicht darauf ankam, hier und da stark zu übertreiben, so entstand aus der Großvaterlegende ein geflügeltes Wort. — Wenn Jemand in Shanghai oder Yokohama eine gar zu absonderliche Geschichte vortrug, in der ein Mensch unerhörte Heldenthaten vollbracht hatte, so hieß es: „Aehnliches ist Josés Großvater passirt."

Der Kapitän hielt es mit der Wahrheit nicht genau; aber er log nicht immer, um aus einer Unwahrheit persönlichen Vortheil zu ziehen. Er erfand seine Geschichten, theilweise um die Zuhörer zu unterhalten, und sodann auch aus Eitelkeit, weil er gern für etwas ganz Besonderes gehalten sein wollte. Dazu hätte er aber gar nicht zu lügen und zu übertreiben brauchen, denn er war in der That ein außergewöhnlicher Mensch.

Ich muß gestehen, daß ich weder an seine englische noch an seine französische Abkunft glaubte. Er war in Lima geboren und sah wie ein richtiger Peruaner aus. Er hatte eine entfernte Aehnlichkeit mit dem ersten Napoleon. Seine Züge waren massiver, unregelmäßiger als die des Korsen; aber die Stirn, das Gesichtsoval und das feste, wohlgeformte, glattrasirte Kinn erinnerten an den französischen Kaiser, wie er in den meistverbreiteten Bildern dargestellt wird. — Closmaduec hatte schöne, sehr dunkle Augen und ganz schwarzes, schlichtes, dickes Haar: das heißt jedes einzelne Haar war dick, wie man dies bei wilden und halbwilden Völkerschaften findet. Seine Zähne waren so stark, regelmäßig und groß, daß man beim ersten Anblick geneigt war, sie für falsch zu halten; — aber es

waren kerngesunde, mächtige Zähne, mit denen er in schwere eichene Tische einbiß, um sie mit dem Munde in die Höhe zu heben, und auf die er beinahe ebenso stolz war wie auf den berühmten Großvater. — Josés schmale Lippen waren blaßbläulich angehaucht, der Teint olivenfarbig, ohne eine Spur von Roth in dem ganzen Gesicht. — Wenn er aufgeregt war, so wurde er blaß, von unheimlicher, fahler Bläße, und die Augen, die er dann weit aufriß, rötheten sich; aber erröthen im gewöhnlichen Sinne des Wortes konnte er nicht, weder in Freude noch in Zorn. — Beschämt habe ich ihn nie gesehen. Ueber seinem ganzen Antlitz lag gewöhnlich ein Ausdruck breiter Jovialität, ruhigen Selbstbewußtseins. Er lachte gern und laut, und seine Stimme hatte den Klang eines Metallinstruments. Er war mittler Größe, aber ganz ungewöhnlich breit und schwer, und das Erste, was man sich sagte, wenn man ihn kennen lernte, war: der Mann muß ein Riese an Kraft sein. — Er war es in der That, und es gab keine menschliche Kraftprobe, die er nicht mit Leichtigkeit bestanden hätte. Er zerbrach Hufeisen, verbog Silber- und Goldstücke, zog, hob und trug erstaunlich schwere Lasten, — kurz, er that Alles, was von starken Männern als solche erzählt wird. Was er in dieser Beziehung nicht auszuführen vermochte, das erklärte er für „menschenunmöglich."

Ich bildete mir damals etwas auf meine Körperstärke ein, und bat José eines Tages um die Erlaubniß, mit ihm zu ringen.

„Das Vergnügen können Sie haben," sagte er.

Er stellte sich darauf breitbeinig mit hoch gehobenen

Armen hin, so daß ich ihn bequem um den Leib packen konnte; als ich ihn nun aber aufzuheben versuchte, fühlte ich plötzlich ein merkwürdig schweres Gewicht auf meinen Schultern. — Closmaduec hatte beide Hände darauf gelegt und drückte mich sanft, aber ganz unwiderstehlich zu Boden. Als ich beinahe in den Knieen lag, hob er die Hände, so daß ich wieder gerade zu stehen kam; dann faßte er mich an die Ellenbogen, drückte mir die Arme gegen die Seiten, hob mich vom Boden auf, und mich hin- und herschwenkend, als spiele er mit einer Puppe, sagte er: „In welcher Ecke oder auf welchem Stuhle befehlen Sie zu sitzen?“

Ich fühlte mich dem Manne gegenüber vollständig machtlos und bat ihn, sich nicht weiter zu bemühen und mich loszulassen. Dies that er denn auch. Ich war überrascht, denn ich hatte nicht gewußt, daß es Menschen von so zu sagen übermenschlicher Kraft gäbe, und ich betrachtete den vergnüglich lächelnden José wie etwa ein Wunderthier. Er bemerkte dies; er hatte ähnliche Triumphe wie den über mich schon oftmals in seinem Leben gefeiert, und da er immer gern von sich und besonders von seiner Kraft sprach, so vernahm ich an jenem Tage aus seinem Munde eine längere Abhandlung über „starke Männer“, aus der ich nur hervorheben will, daß Kapitän José der Ansicht war, starke Männer gehörten einer ganz besonderen, äußerst seltenen Species des Menschengeschlechts an und besäßen eben andere Muskeln und Sehnen als gewöhnliche Sterbliche. Um dies zu bekräftigen, erzählte er mir, er sei vor mehreren Jahren in London zu einem großen Arzt gegangen und habe sich von diesem untersuchen lassen.

„Ich mußte ihm von meinen Eltern berichten, ihm haarklein auseinandersetzen, was und wieviel ich äße und tränke, wie ich überhaupt lebte. — Der Mann schüttelte den Kopf. Nichts erschien ihm außergewöhnlich in meiner Constitution oder in meiner Lebensweise; aber das Resultat — meine Kraft — das war außerordentlich. ‚Sie haben die Stärke von zehn gewöhnlichen Menschen,‘ sagte er. ‚Das kann ich wohl feststellen, aber erklären kann ich es nicht.‘“

Was an diesen Aeußerungen des Kapitäns der „Santa Junta“ wahr oder erfunden sein mag, muß ich dahingestellt sein lassen. Damals war ich geneigt, ihm zu glauben, denn ich hatte, als er Hand an mich legte, in der That das Gefühl gehabt, als habe ich es mit etwas Anderem, viel Stärkerem als mit einem Menschen zu thun. — Es giebt Wunderkinder, deren kleines Gehirn Unglaubliches, Unerklärliches leistet; — weshalb sollte es nicht Wundermänner von übermenschlicher körperlicher Kraft geben?

Die Mannschaft der „Santa Junta“ war berüchtigt. Wenige Kapitäne außer Closmadeuc hätten mit ihr fahren wollen. Sie bestand aus wilden Gesellen aus aller Herren Ländern, die kein Unterkommen hatten finden können, bis Closmadeuc sie in Hongkong, Makao oder Canton für die „Santa Junta“ angeworben hatte. Es waren größtentheils Raufbolde von der schlimmsten Sorte, die zum Messer griffen wie ein Anderer zum Sacktuch, und für die eine Schlägerei, aus der Sieger und Besiegte mit blutenden Köpfen, wenn nicht mit gebrochenen Gliedmaßen davongetragen wurden, herrliche Festlichkeiten waren. Der Kapitän der „Santa Junta“ ließ die wildesten unter seinen

Leuten niemals an's Land gehen. Sie lebten auf dem Schiffe wie in einem Gefängniß; aber er sagte ihnen, was ihnen bevorstand, wenn er sie anwarb, und es stand einem Jeden frei, das Schiff nach beendeter Reise zu verlassen. Er hatte eine kurze Anrede verfaßt, die er jedem Matrosen hielt, der unter seinem Befehl fahren wollte.

„Du willst auf der ‚Santa Junta' dienen? — Gute Löhnung, gute Verpflegung, schwere Arbeit, keine Freiheit. Schlägereien werden nicht geduldet. Finden sie statt, so stifte ich Frieden, indem ich die Betheiligten bis zum Ende der Reise in Eisen lege. Und dazu bedarf ich keiner Hülfe. Das mache ich nämlich so: . . ."

Und dann faßte Closmaduec den Angeredeten, und ohne ihm wehe zu thun, aber wie mit einer eisernen Schraube hielt er ihm beide Hände zusammen und legte ihm Handschellen an, die er behaglich aus der Seitentasche seiner Monkyjacke gezogen hatte. Die Leute waren gewöhnlich ganz verblüfft und sahen gleichsam beschämt zu ihrem neuen Herrn auf.

„Ich kann mehr ziehen und tragen als Zehn von Euch," fuhr José sodann salbungsvoll und selbstbefriedigt fort. „Ich thue Niemand etwas zu Leide, der es nicht verdient; aber Respect vor mir muß sein! Willst Du unter diesen Bedingungen bei mir dienen, so bring' Deine Kiste an Bord, und Herr Westwood wird Dir Deine Schlafstelle zeigen. Gefallen Dir solche Artikel nicht, so kannst Du wieder gehen."

Vielen von den wilden Abenteurern behagten diese Bedingungen. Einen gewöhnlichen Menschen — ob Konstabler, Richter oder Gefängnißwärter, Offizier oder Kom-

mandant — konnten sie nicht respectiren; Amt verlieh keine Würde in ihren Augen; — aber vor einem Manne, der wie José Closmaduec seine Leute eigenhändig und ohne jede Hülfe in Eisen legte, — vor einem solchen Manne konnten sie sich beugen. — „Der hat es in sich!“ sagten sie von ihm.

Der bereits genannte Herr Westwood, ein Engländer von Geburt, nahm die schwierige Stellung des ersten Offiziers an Bord der „Santa Junta“ ein. Er stand in der Mitte der Dreißig, war ein vorzüglicher Seemann und trug seit vielen Jahren bereits sein Kapitänspatent in der Tasche. Er wurde von José rücksichtsvoll behandelt und vorzüglich bezahlt und hatte deshalb mehrere Anerbieten ausgeschlagen, selbst die Führung eines Schiffes zu übernehmen. — Herr Westwood war ein verschlossener Mann, der aus eigenem Antriebe eigentlich nur mit seiner großen Newfoundländer Hündin sprach, die selten von seiner Seite wich und ebenso ungesellig wie ihr Herr war. Sie zeigte Jedem, der sich ihr näherte, knurrend die Zähne, bis Westwood sie durch ein kurzes: „Nieder!“ beruhigt hatte.

Die Vergangenheit des Herrn Westwood war rein. Er hatte auf verschiedenen Theeklippern Dienste gethan, bis ihn der Zufall zum Kapitän der „Santa Junta“ geführt; und er besaß die besten Zeugnisse und einen guten Leumund. — Vom Kapitän José konnte nicht dasselbe gesagt werden. Er war in der That auch ein vorzüglicher Seemann und galt für einen der kundigsten Kapitäne auf der chinesischen Küste; aber man wußte mit Bestimmtheit, daß er Jahre lang Kulihandel getrieben und Kulischiffe befehligt hatte. Dies allein gilt schon als schmählich und

schloß ihn von der achtbaren Gesellschaft der besten seiner Berufsgenossen aus. — Aber in seiner Vergangenheit war noch ein anderer, dunklerer Punkt. — Die „Carolina", ein gutes Schiff, war, während sie unter seinem Kommando segelte, und zwar mit einer hochversicherten, werthvollen Ladung an Bord, an der José einen Antheil hatte, in nicht genügend aufgeklärter Weise leck geworden und zu Grunde gegangen. Closmaduec hatte bei diesem Unglücksfall große Kaltblütigkeit und Energie entwickelt. Sämmtliche Schiffsboote, die ganze Mannschaft, die Schiffspapiere und Instrumente, ja sogar die Effecten der Offiziere und Leute waren gerettet worden; aber das Schiff selbst und seine ganze kostbare Ladung lagen viele hundert Faden tief im blauen Wasser. — Der Versicherungsgesellschaft kam dieser Schiffbruch verdächtig vor. Die bei solchen Gelegenheiten üblichen Untersuchungen über den Thatbestand wurden mit außergewöhnlichem Mißtrauen angeordnet und geführt, und als die Nachforschungen beendet waren, weigerte sich die Compagnie, die versicherte Summe auszuzahlen, und behauptete, der Untergang der „Carolina" sei nicht den Gefahren der See zuzuschreiben, sondern durch böswillige Handlung ihres Kommandanten verschuldet. — Es kam zu einem Proceß. Die Versicherungsgesellschaft verlor und mußte bezahlen, und José Closmaduec strich eine große Summe Geldes ein. Aber es war ihm trotz seiner geschickten Vertheidigung nicht gelungen, sich von jedem Verdachte zu reinigen. Während langer Zeit blieb er „unter einer Wolke" und konnte kein neues Schiff bekommen, bis endlich ein ganz vorurtheilsfreier Rheder mit ihm in Verbindung trat und ihm das Kommando

der „Santa Junta“ anvertraute. Es wurde jedoch in dem Vertrage, den José mit seinem Schiffsherrn abschloß, ausdrücklich festgestellt, daß es dem Kapitän der „Santa Junta“ nicht gestattet sein sollte, Waaren für eigene Rechnung an Bord des von ihm befehligten Schiffes mitzunehmen.

Seitdem waren wieder einige Jahre vergangen, und mit der Zeit hatte sich das Verhältniß zwischen dem Kapitän José und seinem Rheder zu einem freundschaftlichen und vertraulichen gestaltet. José brachte in Widerspruch mit der angeführten Vertragsclausel so viel Waaren für eigene Rechnung an Bord der „Santa Junta“, wie er nur wollte — aber er durfte sie nicht versichern. Er machte dabei gute Geschäfte und bot dadurch gleichzeitig dem Rheder die stärksten Garantien dafür, daß er die „Santa Junta“ vorsichtig und gut führen werde. Die Agenten der verschiedenen Versicherungsgesellschaften wußten dies, und da keiner an der Tüchtigkeit des Kapitäns José zweifelte, so galt die alte „Santa Junta“ unter seinem Befehl noch für „A I“, das heißt für ein Schiff, auf das zu den billigsten Bedingungen versichert wurde. — Aus diesem Grunde konnte der Rheder auch damit einverstanden sein, daß José seine Leute außerordentlich gut bezahlte.

Closmaduec war keineswegs abgeneigt, von seiner Vergangenheit zu sprechen: er provocirte sogar Unterhaltungen darüber. Er schämte sich nicht, Kulihändler gewesen zu sein. Auf philanthropische Bedenken über die Zulässigkeit des von ihm betriebenen Gewerbes antwortete er mit jener grenzenlosen Verachtung in Wort und Gebärde, mit der viele Südamerikaner von allen Schwarzen und Farbigen zu sprechen pflegen. — „Ein Chinese ist ein

Nigger; ein Nigger ist kein Mensch", sagte er. — In Bezug auf die leidige Baratteriegeschichte drückte er mit einer gewissen salbungsvollen Herablassung sein Bedauern über die unglaubliche Bornirtheit und Bösartigkeit der Menschen aus und bewies per a+b, daß er durch den Untergang der „Carolina" einen erheblichen Verlust erlitten hätte. — Wir, die ihm zuhörten, hatten kein Interesse, ihn auf einige gewagte Sprünge in seiner Beweisführung aufmerksam zu machen und ließen uns bereitwillig von seiner Unschuld überzeugen.

Bald nachdem ich Closmaduec kennen gelernt hatte, bot sich mir zufällig eine Gelegenheit, mit ihm in engeren Verkehr zu treten. — Ich wünschte von Shanghai nach Hakodate, der Hauptstadt von Yesso, zu gehen. Die Schiffsverbindung zwischen den beiden Häfen war eine unregelmäßige und seltene, da Hakodate als ein armer Platz bezeichnet wurde, der für die Russen ein gewisses politisches Interesse, für Kaufleute aber keine besondere Anziehungskraft habe. — Der Eigenthümer der „Santa Junta", ein speculativer Mann, beschloß jedoch, Hakodate durch einen seiner Agenten besuchen zu lassen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, daß er bei den Eingeborenen, den Ainos, noch nicht entdeckte Schätze auffinden werde. — José war etwas skeptisch in dieser Beziehung, aber gern bereit, einer Laune seines liebenswürdigen Rheders zu willfahren. — Ich erfuhr, daß die „Santa Junta" nach Hakodate segeln würde. Sie sollte eigentlich keine Passagiere mitnehmen, da der Schiffseigenthümer alle Vortheile der Expedition für sich allein haben wollte. Als dieser aber in Erfahrung brachte, daß ich nicht die Absicht hege und auch nicht in

der Lage sei, ihm Concurrenz zu machen, ermächtigte er den Kapitän, mich gegen die übliche Vergütung für Ueberfahrt und Beköstigung mit nach Hakodate zu nehmen. — Außer mir befand sich nur noch der Agent des Eigenthümers als Passagier an Bord.

Während der Reise ereignete sich ein Zwischenfall, der dem Kapitän José damals in meinen Augen den Nimbus eines Helden gab.

Im japanischen Meere, zwischen Korea und der Insel Nippon, wurden wir von einem Taifun überfallen. Es nahm dabei Alles den gewöhnlichen, furchtbaren Verlauf. Das Barometer fiel schnell und erheblich, die Luft wurde schwül und dunkel, der ganze Himmel überzog sich mit schwarzem Gewölk — und der Orkan brach los: wüthende See, klatschender Regen, heulende, pfeifende Windstöße, unheimliche Stille und dann wieder erneute und verstärkte Wuthausbrüche der Elemente. — Die kleine Maschine der „Santa Junta", eigentlich nur dazu bestimmt, bei schönem Wetter und leichten Winden die Fahrt zu beschleunigen, war seit Beginn des Taifun nutzlos geworden und hatte außer Thätigkeit gesetzt werden müssen. — Die „Santa Junta" hielt sich eine Zeit lang vortrefflich. Es war ein gut gebautes, starkes Schiff, und ihr Kommandant regierte es mit olympischer Ruhe und gründlicher Sachkenntniß. Aber dann wurde ein Boot fortgerissen; gleich darauf brach der Besanmast und mußte gekappt werden, und endlich, um die Verwirrung zu vollenden, gerieth etwas am Großmast in Unordnung. Das eine von den beiden Tauen, welche die Marsraa tragen, war gebrochen, und diese Raa, mit dem einen Ende nun nach unten hängend,

glich einer kolossalen Ramme, deren gewaltige Stöße das Deck zu durchstampfen drohten.

Ich saß mit dem Agenten sehr kleinlaut in der Kajüte, denn auf dem Verdeck war kaum Bleibens für uns, als plötzlich Kapitän José hereinstürzte. Er sah blaß aus, von jener fahlen Bläße, die in den Augenblicken tiefster Erregung sein Gesicht überzog. Ohne uns eines Blickes oder eines Wortes zu würdigen, riß er eine Kommode auf und zog einen Revolver hervor, dessen Ladung er schnell prüfte. In demselben Augenblick hörte ich Jemand die Treppe herunterpoltern und sah Westwood in seine Kajüte treten. Er erschien gleich darauf wieder. Er hatte sich einen Gürtel umgeschnallt, in dem ein Revolver steckte, und in der Hand hielt er eine Laterne. — Es herrschte nämlich beinah vollständige Dunkelheit, obgleich es erst vier Uhr Nachmittags war, und wir uns im Monat August befanden. — Der Kapitän und der Lieutenant waren wieder verschwunden. — Der Agent und ich sahen uns bedenklich an und kletterten dann die steile, schmale Treppe empor, auf das Deck.

Dort sah es böse aus. Der Sturm war so stark, daß wir Mühe hatten, das Steuer zu erreichen; und als wir dort angelangt waren, erblickten wir vor uns ein Bild der Verwüstung und Verwirrung. Geradezu unheimlich wirkte es, daß außer den beiden Leuten am Ruder nirgends ein menschliches Wesen zu sehen war. Es hatte den Anschein, als sei die „Santa Junta" hülflos der Wuth der Elemente preisgegeben worden. — Wo war der Kapitän, der erste Offizier — und wo waren die Leute? — Die Männer am Steuer, ein paar lange, hagere, hellrothhaarige

Schweden, zwei Brüder, die mir der Kapitän José einmal gesprächsweise als die einzigen ganz zuverlässigen Matrosen am Bord der „Santa Junta" bezeichnet hatte, gaben in lakonischer Weise Bescheid darüber. Ich konnte mir aus ihren Reden zusammensetzen, daß ein Matrose, der am Bugspriet gearbeitet hatte, über Bord gefallen sei, daß zwei oder drei andere Matrosen von herumfliegenden Splittern und Spänen mehr oder weniger schwer verwundet worden seien, und daß die ganze Mannschaft sich darauf in den verdeckten Schlafraum im Vorschiff geflüchtet habe und zu arbeiten verweigere.

„Meuterei?" fragte ich besorgt.

„O nein", sagte der eine Schwede. „Die Leute haben Furcht; der Kapitän wird sie schon beruhigen."

Der Sprecher und sein Bruder, deren sehnige, mit gelben Härchen und braunen Sommersprossen bedeckten Hände das Steuerrad hielten, sahen nicht aus, als ob sie je Furcht haben könnten. Ihre kleinen, klaren blauen Augen wanderten scharf beobachtend zwischen dem Compaß und der wüthenden See; und jeder von den Zweien hatte um den großen, fest zusammengekniffenen Mund einen Zug von beruhigender Festigkeit.

Wenige Minuten, nachdem ich mich auf das Verdeck begeben hatte, vernahm ich durch den Sturm die schmetternde Stimme des Kapitäns, und gleich darauf belebte sich das Schiff wieder. Matrosen erschienen im Tauwerk des Großmastes, andere machten sich an der beschädigten Raa zu schaffen, und ich erkannte bald, daß die Leute unter der sachverständigen Leitung des Kapitäns damit beschäftigt waren, die Taue zu lösen oder zu durchhauen, an denen

die Raa hing, und diese auf das Verdeck zu lagern. Ueber die Einzelheiten dieses Manövers konnte ich mir bei der an Bord herrschenden Dunkelheit nicht genau Rechenschaft ablegen; aber das dröhnende, das ganze Schiff erschütternde Stampfen hatte plötzlich aufgehört, und eine große Gefahr wenigstens war damit beseitigt. Bald darauf erschien Kapitän José am Steuer, um den beiden Brüdern neue Anleitungen zu geben. Ehe er wieder nach vorn ging, wandte er sich an mich und meinen Begleiter und sagte kurz:

„Sie sind unten besser aufgehoben als hier!“

Wir waren bis auf die Haut durchnäßt, vom Regen sowohl wie von der See, die unausgesetzt über das Verdeck fortwusch; wir waren oben nicht sicherer als in der Kajüte und folgten dem Rath des Kapitäns. — Wir verbrachten nun eine Stunde ungefähr, in herzbeklemmender, ohnmächtiger Bangigkeit; dann schien es uns, als ob der Regen und der Sturm an Heftigkeit nachgelassen hätten. Wir sahen nach dem Barometer und bemerkten, daß das Instrument wieder etwas gestiegen war. Wir hatten Beide oft genug vom Taifun sprechen hören, um zu wissen, daß wir nun das Schlimmste überstanden hätten.

An Essen war während des ganzen Tages nicht zu denken gewesen; aber jetzt wurden wir Beide hungrig. Wir wußten, wo die Vorräthe des Kapitäns standen, und fanden dort Cognac und Zwieback. Während wir davon zu uns nahmen, trat der Kapitän in die Kajüte. Er sah aus wie aus dem Wasser gezogen; aber sein Gesicht hatte den jovialen Ausdruck, der gewöhnlich darauf lag. Er zog den Revolver aus einer inneren Tasche seiner Monky-

jacke und legte die Waffe auf ihren alten Platz in der Kommode; dann füllte er ein großes Glas mit Cognac, das er schnell austrank, und verließ uns wieder. Auf der ersten Stufe der Treppe wandte er sich noch einmal zu uns und sagte gutmüthig beruhigend: „Die ‚Santa Junta' ist so sicher wie im Hafen."

Ich kann nicht in Abrede stellen, daß ich bei dieser Mittheilung zum ersten Mal seit mehreren Stunden wieder frei aufathmete und mich beträchtlich erleichtert fühlte. Bald darauf kam eine schwere Müdigkeit über mich. Ich legte mich nieder und schlief fest ein. Als ich nach mehreren Stunden erwachte, herrschte tiefe Nacht. Das Schiff rollte stark. Die kleine Hängelampe, die in der Kajüte brannte, schwang in großen Bogen hin und her und zeigte, daß die See noch immer sehr hoch gehen müsse; aber die Bewegungen, die ich beobachtete, waren nicht mehr ungestüm und unregelmäßig, und ich konnte mit dem beruhigenden Bewußtsein wieder einschlafen, daß der Sturm sich ausgetobt habe.

Im Laufe des nächsten Tages entnahm ich sodann aus einer selbstgefälligen, längeren Rede des Kapitäns José und aus einigen abgebrochenen, kurzen Bemerkungen des Herrn Westwood, wie es zu deuten war, daß der Kommandant und der erste Offizier der „Santa Junta" sich während des Sturmes plötzlich bewaffnet hatten.

„Die Sache ging nämlich folgendermaßen zu," erzählte José. „Als ich sah, daß die Leute nicht mehr arbeiten wollten, bat ich Herrn Westwood, die Musterrolle, eine Laterne und seinen Revolver zu holen und mit mir nach vorn zu gehen. Es war keine Zeit zu verlieren, und wir

beeilten uns. Ich fand meine Leute damit beschäftigt, die Thür zum Logis zu verbarricadiren. Ich rannte die verschlossene Thür mit der Schulter ein, schob die paar Bänke bei Seite, die davorgestellt waren, und sah mich um. Die Strikenden, ihrer zwanzig an der Zahl, saßen auf der langen Bank, die rings um den Raum läuft, dicht neben einander gekauert, wie Hühner, die zur Rüste gegangen sind. Sie sahen so elend und eingeschüchtert aus, daß ich es für gut erachtete, ihnen zunächst eine kleine Rede zur Aufmunterung zu halten:

„‚Leute,‘ sagte ich, ‚das Schiff ist in Gefahr; aber Alles kann gerettet werden, wenn Ihr Euch wie ordentliche Matrosen benehmen und arbeiten wollt. — Wenn Ihr dagegen die Hände in den Schoß legt, so werden wir mit Mann und Maus ertrinken. — Es ist meine Pflicht, dies zu verhindern, und deshalb fordere ich Euch auf, herauszukommen und zu arbeiten!‘

„Ich wartete eine kleine Weile, um den Leuten Zeit zu geben, freiwillig zur Vernunft zu kommen. Sie hielten die Augen zu Boden geschlagen, und keiner von ihnen rührte sich. Da mußte ich also andere Saiten aufziehen. — In der linken Hand hielt ich die Laterne; nun zog ich den Revolver aus der Tasche und nahm ihn in die Rechte:

„‚Herr Westwood,‘ fuhr ich fort, ‚nehmen Sie gefälligst die Musterrolle und verlesen Sie einen nach dem anderen die Namen der Leute, die sich hier verkrochen haben.‘

„Herr Westwood that, wie ihm geheißen war. Darauf bat ich ihn, seine Uhr in die Hand zu nehmen, und dann wandte ich mich wieder an die Leute:

„‚Sehr wohl! — Nun achtet auf das, was ich Euch

sage. Ich werde jetzt einen von Euch aufrufen; ich gebe ihm nach Herrn Westwoods Uhr, der die Zeit markiren wird, eine Viertelminute, um sich an seine Arbeit zu begeben. Thut er dies, so soll ihm verziehen werden, daß er vorhin davongelaufen ist; weigert er sich aber jetzt noch, mir zu gehorchen, so schieße ich ihn über den Haufen. Nach Nummer eins kommt Nummer zwei und so fort, bis ich die Meuterer beseitigt habe, und die ordentlichen Leute an ihre Arbeit gegangen sind.'

„Darauf leuchtete ich mit der Laterne im Kreise herum, bis ich den Wildesten von der Bande gefunden hatte."

„‚James Hurley!' rief ich.

„‚Zeit!' sagte Herr Westwood.

„Ich richtete den Revolver auf James. Er saß drei Schritte vor mir, und ich sah deutlich, wie er nach dem Revolverrohr schielte. Er zauderte aus Anstandsgefühl fünf oder sechs Secunden; dann stand er ganz langsam auf und ging behäbig an Herrn Westwood und mir vorbei zur Thür hinaus auf das Verdeck. — Den zweiten und dritten Namen brauchte ich nur zu rufen: die Leute gehorchten sofort; und als erst drei von der Mannschaft auf dem Deck waren, da folgten die Anderen unaufgefordert, und die ganze Gesellschaft machte sich sodann unter Herrn Westwoods und meinen Befehlen an die Arbeit, daß es eine Lust war, es zu sehen. — Die ‚Santa Junta' ist das bestbenannte Schiff an der Küste; — aber man muß mit ihren Leuten umzugehen wissen. — Das versteh' ich!"

Kapitän José Closmaduec bemühte sich, die Sache wie eine alltägliche zu behandeln. Er sprach gelassen,

mit einem behäbigen Schmunzeln auf dem breiten Gesichte. Ich fühlte wohl, daß er sich bewußt war, etwas Außerordentliches gethan zu haben, und daß er wieder einmal Komödie spielte; aber ich wollte mir dadurch meine Freude an dem Muth und an der Energie des Mannes nicht verleiden lassen. Er hatte Grund, auf das, was er gethan, stolz zu sein. — Zwanzig verwegener, wilder, widerspenstiger Burschen, von denen ein jeder ein großes Messer im Gürtel trug, mit dem er vortrefflich umzugehen verstand — zwanzig solcher Männer durch Entschlossenheit gebändigt zu haben, erschien mir eine um so größere Heldenthat, als ich nicht umhin konnte, daran zu denken, daß ich diesem Aufwand von Entschlossenheit wahrscheinlich das Leben zu verdanken hatte.

Drei Tage später langte die „Santa Junta" in traurigem Zustande in Hakodate an. Ich stieg dort mit dem Agenten an's Land, während Kapitän José am Bord seines Schiffes blieb, um die erlittene schwere Havarie auszubessern. — Nach drei Wochen segelte die „Santa Junta" sodann mit einer Ladung Algen und getrockneter Fische nach Shanghai zurück, und ich verlor das Schiff und seinen Kapitän für lange Zeit aus den Augen.

Das nächste Mal, zwei Jahre später, traf ich Closmaduec in Yokohama an. Er forderte mich auf, ihn am Bord zu besuchen. Er wünschte, so sagte er, mich seiner Tochter vorzustellen, die er sich nach dem Tode ihrer Mutter aus Lima habe herüberkommen lassen. Ich folgte der Einladung und lernte in Candelaria Closmaduec eine der anmuthigsten Erscheinungen kennen, die ich in meinem Leben erblickt habe. Sie war siebzehn oder achtzehn

Jahre alt, klein, zierlich, wohlgebaut, mit den schönsten dunklen, sanften Augen, blauschwarzem, üppigem Haar und weißen, strahlenden Zähnchen. Sie sah ihrem Vater ähnlich, nur daß Alles, was in dessen Gesicht stark und massiv war, bei ihr bis auf das äußerste verfeinert und verschönt erschien. Sie sprach fertig englisch, und ich versuchte, mich mit ihr zu unterhalten; aber es gelang mir nicht, irgend etwas Vernünftiges oder Interessantes aus ihr herauszulocken. Sie war schüchtern, einsilbig und machte auf mich den Eindruck einer bildhübschen, untergeordneten Kreatur. — Die Augen des Vaters ruhten mit Wohlgefallen und Stolz auf ihr.

Als José und ich wieder allein waren, fragte er mich, wie ich seine Tochter fände. Ich sagte ihm, sie sei das hübscheste Mädchen in ganz China.

„Und das beste!" setzte José mit überzeugender Rührung hinzu. „Ein Engel, Herr, an Herzensgüte wie an Schönheit! Sie ist scheu gegen Fremde; aber Sie sollten sehen, wie herzlich und aufgeweckt sie im Kreise von Freunden und Bekannten wird. Fragen Sie Herrn Westwood, was er von ihr hält. Er kennt sie jetzt seit drei Monaten, und sie fürchtet sich nun nicht mehr vor ihm."

Herr Westwood war unverändert kalt und zurückhaltend. Er gab mir die Hand, als hätten wir uns gestern gesehen, und ich fühlte keine Veranlassung, mich bei ihm nach den guten Eigenschaften der Tochter seines Kapitäns zu erkundigen.

Sechs Monate später las ich in der „China Mail", Herr Westwood, der erste Offizier der „Santa Junta", sei von seinem Kapitän Closmaduec in Makao erschlagen worden.

Ich war begierig, etwas Näheres über diese Angelegenheit zu erfahren, und wandte mich an mehrere gut unterrichtete Bekannte in Hongkong, um mir Aufklärung über die Ermordung Westwoods zu erbitten. Ich empfing darauf verschiedene Briefe, die schließlich den ganzen Sachverhalt klarlegten.

Westwood hatte an Bord der „Santa Junta" ein Liebesverhältniß mit der Tochter seines Kapitäns angeknüpft. Die Sache war mehrere Monate lang verborgen geblieben; dann hatte sich aber wohl herausgestellt, daß dieselbe nicht mehr länger geheim gehalten werden konnte. Candelaria war eines Tages unter dem nicht ungewöhnlichen Vorwande, daß sie Einkäufe machen wolle, an's Land gegangen und nicht wieder auf das Schiff ihres Vaters zurückgekehrt. — Dieser hatte anfänglich angenommen, daß seiner Tochter ein Unfall zugestoßen sei. Die Nachforschungen, die er mit Hülfe der englischen Polizei angestellt, hatten jedoch den Verdacht erweckt, daß Candelaria geflohen oder daß sie entführt worden sei. Ein Brief des jungen Mädchens an ihren Vater, den dieser bald darauf empfangen, hatte den Verdacht zur Gewißheit gemacht. — Candelaria war mit Westwood entflohen. Sie bat ihren Vater, sie nicht zu verfolgen, und versprach, in wenigen Wochen mit ihrem angetrauten Gatten an Bord der „Santa Junta" zurückzukehren.

José Closmaduec machte nichts weniger als gute Miene zum bösen Spiel. — Er sah im Gegentheil unheimlich und gefährlich aus. Wenn er mit seinem blutlosen Gesicht in den Club trat, und seine rothen, wilden Augen die dort Anwesenden argwöhnisch musterten, als

vermuthe er in ihnen Mitschuldige an seinem Unglück, so wurde es im Bar-room so still wie in einem Leichenzimmer. — Alle bedauerten den armen, verrathenen Mann, und Westwood fand nirgends einen Vertheidiger. Auf der anderen Seite verdachte diesem Niemand, daß er sich verborgen hielt; denn es war vorauszusehen, daß ein Unglück geschehen würde, wenn die beiden Männer zusammenträfen.

José war Tag und Nacht auf der Suche nach seiner verlorenen Tochter. Er hatte mit Unterstützung der Hafenpolizei Maßregeln getroffen, um ihre Flucht auf einem fremden Schiffe zu verhindern. Wenn sie sich auf einer Dschunke eingeschifft hatte, so konnte sie die chinesische Küste nicht verlassen haben. Früher oder später, und zwar in nicht zu langer Frist, mußte sie in einem der Vertragshäfen auftauchen, denn es war nicht denkbar, daß sie im Inneren von China eine sichere und erträgliche Zufluchtsstätte gefunden hatte.

José war in den übelberüchtigtsten Spelunken von Hongkong, Kanton und Makao eine bekannte und gefürchtete Persönlichkeit. Mehr als einer der wilden Vögel, die dort nisteten, hatte auf der „Santa Junta" unter seinem Befehl gestanden und kannte ihn als einen Herrn, der seine Leute freundlich behandelte und für gute Leistungen reichlich bezahlte. José fand in den Matrosenschenken zahlreiche Verbündete. Man war dort bereit, dem alten Kommandanten zu seiner Rache zu verhelfen; — und man fand Mittel, dies zu thun.

Eines Nachmittags, zehn Tage nach der Entführung Candelarias, wurde ihrem Vater gemeldet, Herr West-

wood halte sich in einem entlegenen Viertel von Makao in einem Hause auf, das außer ihm und der Tochter des Kommandanten nur noch von einem steinalten, portugiesischen Ehepaar bewohnt werde.

Closmadueс ließ das große Schiffsboot bemannen; Fluth und Wind waren ihm günstig, und am nächsten Morgen langte er vor Tagesanbruch in Makao an. Der Angeber, der ihn begleitet hatte, führte ihn vor ein kleines, in einem Garten vereinzelt stehendes Haus und entfernte sich sodann, dem ausdrücklichen Befehl des Kapitäns gehorchend.

Dieser, wie er später vor Gericht aussagte, drang ohne Schwierigkeit in das Haus ein. Er wurde dort durch das wüthende Bellen der großen Newfoundländer Hündin des Herrn Westwood begrüßt. Das Thier beruhigte sich zwar einigermaßen, als es in dem Eindringling einen alten und guten Bekannten gewittert hatte; aber das ganze Haus war wach geworden, und ehe Closmadueс sich in den halbdunklen Räumen hatte zurechtfinden können, hörte er, daß am Ende eines Ganges eine Thür geöffnet wurde; gleich darauf traf ihn das grelle Licht einer jener Blendlaternen, die auf Schiffen gebräuchlich sind; und in demselben Augenblick ertönte Westwoods ruhige, feste Stimme:

„Wenn Sie einen Schritt weiter gehen, so schieße ich!"

Westwood war nicht annähernd so stark wie Closmadueс, aber an kaltblütiger, furchtloser Entschlossenheit war er ihm vielleicht sogar überlegen. Er gehörte nicht zu denen, die die Waffen strecken und sich einem Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben. Sollte er fallen, so

wollte er kämpfend fallen und sein Leben bis zum letzten Athemzuge vertheidigen. Mit einem sechsläufigen Revolver in der Hand hätten ihm sechs Männer wie der Kommandant keine Furcht eingeflößt. — Closmadeuc wußte dies. Westwoods Furchtlosigkeit mehr noch als seine Tüchtigkeit als Seemann war es gewesen, die ihn dem Kommandanten José lieb gemacht hatte. Aber Closmadeuc war kein Mann, den die Gewißheit einschüchtern konnte, daß wenige Schritte vor ihm ein sicherer Schütze auf ihn anlegt. — Er sprang zur Seite, aus dem Lichtkegel, den die Laterne warf, in die Dunkelheit und stürzte vorwärts. Er hörte den hellen, wilden Schrei einer weiblichen Stimme, ein Schuß krachte, er empfand einen eigenthümlichen, aber nicht sehr heftigen Schmerz im linken Oberarm, und in demselben Augenblicke schlug er die Laterne zu Boden und packte in der Dunkelheit nach dem, der sie gehalten hatte. Ein zweiter Schuß donnerte dicht an seinem Ohre vorbei, ohne ihn jedoch zu verletzen. Dann hatte er seinen Feind gepackt, rang eine Secunde mit ihm und schleuderte ihn mit furchtbarer Gewalt auf den Rücken, zu Boden. Darauf wurde es ruhig — kein Aechzen, kein Stöhnen — unheimliche, todte Stille! — Plötzlich fühlte Closmadeuc sich ganz leise und kurz berührt. Er bückte sich schnell und ergriff einen nackten Fuß, der sich in seiner Hand zu strecken und zu dehnen schien und der mit einem trockenen, matten Klang auf den Boden schlug, als Closmadeuc ihn wieder fallen ließ. — Nun hörte er in einem anderen Theile des Hauses leises Flüstern und Murmeln von Stimmen. Er rief auf portugiesisch, man solle Licht bringen, und als keine Antwort erfolgte, trat er durch

eine offene Thür in ein Zimmer, aus dem ein schwacher Lichtstrahl drang. Auf der Schwelle stolperte er über einen großen weißen Körper. — In dem Zimmer brannte eine kleine chinesische Oellampe, und daneben stand eine Wachskerze. Er zündete diese an und begab sich wieder auf den Gang, wo der Kampf zwischen ihm und Westwood stattgefunden hatte. Das Erste, was er erblickte, war seine Tochter, die anscheinend leblos vor der Kammerthür lag. Er hob sie in die Höhe, fühlte ihr Herz schlagen und sagte sich, daß das unglückliche Wesen ohnmächtig geworden sei. Er legte sie auf das Bett, das in dem Zimmer stand; dann kehrte er nach dem Flur zurück. Dort lag Westwood, die Arme von sich gestreckt, gebrochenen Auges; vor dem halbgeöffneten Munde stand ein hellrother, leichter Schaum. — Er war mit dem Rücken auf den harten Steinboden, mit dem Kopfe gegen eine massive Wand geschleudert worden und war todt. — Die Newfoundländer Hündin lag neben ihm, das Haupt auf der Brust ihres Herrn. Sie blickte von unten seitwärts nach dem Kapitän, knurrte leise und zeigte die scharfen Zähne, aber sie rührte sich nicht von der Stelle.

Der Kommandant bemühte sich nun, seine Tochter wieder in's Leben zurückzurufen. Als ihm dies nach einiger Zeit gelungen war, nahm er sie auf den Arm und trug sie durch halb Makao bis nach dem Hafen, wo sein Boot auf ihn wartete. Er legte die elende Frau dort nieder, ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben, setzte sich an's Steuer und segelte nach Hongkong zurück. Die Strömung war ihm diesmal nicht günstig. Zwei Dampfschiffe fuhren an ihm vorbei, und er erreichte den Hafen von Hongkong

erst zu später Stunde. — An der Treppe der „Santa Junta" traten ihm zwei Polizeibeamte entgegen, die ihm höflich mittheilten, sie hätten einen Verhaftsbefehl gegen ihn, und die ihn baten, er möge ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht nicht erschweren.

„Thun Sie Ihre Schuldigkeit," sagte José Closmaduec. „Ich will Sie nicht daran hindern. Ich habe auch nur gethan, was meine Pflicht war, und mir bangt vor der Gerechtigkeit nicht."

Er bat um die Erlaubniß, einige Anordnungen treffen zu dürfen, um seiner Tochter ein erträgliches Unterkommen an Bord der „Santa Junta" zu sichern, und nachdem man dies bereitwillig zugestanden und er sich darauf längere Zeit mit dem ersten Offizier, dem Nachfolger Westwoods, unterhalten hatte, legte er seinen Revolver ab, packte einige Kleidungsstücke in einen kleinen Koffer und erklärte sich bereit, den Polizeibeamten zu folgen.

Bei seinem Verhör gestand Closmaduec sofort ein, daß er Westwood getödtet habe. Er erzählte mit allen Einzelheiten, unter welchen Umständen dies geschehen sei. — Westwood, der Räuber seiner Tochter, habe ihn angegriffen und ihm eine Schußwunde beigebracht. Er, Closmaduec habe sich im Zustande der Selbstvertheidigung befunden, von keiner Waffe Gebrauch gemacht und das Unglück gehabt, seinen Gegner in ehrlichem Kampfe in der Dunkelheit zu tödten. Er versicherte, er sei mit den friedlichsten Absichten nach Makao gegangen. Sein einziger Wunsch sei gewesen, Westwood möge seine Tochter heirathen und dann wieder an Bord der „Santa Junta" zurückkehren. Er legte mehrere Zeitungen vor, in denen er un-

mittelbar nach dem Verschwinden seiner Tochter „W. und C. C.“ (Westwood und Candelaria Closmaduec) verschiedene Male aufgefordert hatte, „zu ihrem trauernden Verwandten zurückzukehren, der alle Unbill vergessen und verzeihen werde.“ Man fand auf der Post einen Brief an Herrn Westwood, der als unbestellbar dort zurückbehalten war und in dem Closmaduec schrieb, Westwood möge mit seiner Frau zu ihm, dem Vater, zurückkehren; er könne Alles ertragen, nur nicht, von seiner Tochter getrennt zu bleiben.

Die öffentliche Meinung sympathisirte mit José Closmaduec. Der Staatsanwalt sogar trat milde gegen ihn auf. Die Geschworenen sprachen ihn einstimmig frei. Unmittelbar darauf segelte der alte Kommandant mit seiner Tochter nach San Francisco; aber dort gab er die Leitung der „Santa Junta“ auf, die von Westwoods Nachfolger nach Hongkong zurückgeführt wurde. Seitdem war Kapitän José Closmaduec auf der chinesischen Küste verschollen.

* * *

Mehrere Jahre später befand ich mich in London. Als ich dort an einem warmen Sommertage in dem stillsten und schönsten Theile von Kensington-Gardens spazieren ging, hörte ich mich bei Namen rufen. Ich wandte mich um und erblickte eine sonderbare Gruppe. — Auf einem Rollstuhl saß ein unförmlich dicker Mann mit aufgedunsenem, bleichem Gesicht, dunklen Augen und ergrautem aber immer noch dichtem, glänzendem Haar. Neben ihm stand eine junge, elegante Dame in Trauerkleidern; und vor dem Rollstuhl, auf dem Rasen lag ein hübscher, blonder Knabe von vielleicht sieben Jahren. — Ich näherte mich, und

an den schwarzen Augen, den großen, weißen Zähnen und der Stimme erkannte ich den alten Kommandanten der „Santa Junta", José Closmaduec. Er reichte mir eine fette, weiche, weiße Hand — früher waren seine mächtigen Hände hart, braun und trocken gewesen — und begann sofort mit großer Schnelligkeit zu sprechen. Er war über alle Maßen erfreut — so versicherte er unter wiederholten, energischen Händedrücken — endlich wieder einmal Jemand von „da drüben" zu sehen.

„Meine Tochter!" unterbrach er sich plötzlich. „Sie erkennen sie doch wieder? — Frau Candelaria Calderon. — Und dort, der kleine Schlingel im Grase, nach seinem Großvater getauft: José Calderon!"

Die junge Frau war beinahe ebenso schön wie das junge Mädchen, das ich vor acht Jahren in Yokohama kennen gelernt hatte, wennschon sie jetzt abgehärmt und traurig ergeben aussah. — Das blauäugige, blondhaarige Kind der südländischen brünetten Mutter hatte in seinen scharf gezeichneten angelsächsischen Zügen etwas, das mich unwillkürlich und sofort an den ehemaligen ersten Offizier der „Santa Junta" erinnerte.

Ich begrüßte Frau Candelaria, die mir die Hand reichte, aber die Augen zu Boden schlug, und trat dann wieder zu ihrem Vater. Für diesen mochte es wohl ein seltenes Vergnügen geworden sein, sich mit fremden Leuten unterhalten zu können, denn er nutzte meine Geduld vollständig aus, indem er eine gute halbe Stunde lang, ohne sich unterbrechen zu lassen, mit einer Lebhaftigkeit schwatzte, die wahrhaft verwirrend war. — Ich entnahm aus dem Wortschwall, daß seine Tochter sich unmittelbar nach ihrer

Ankunft in Amerika mit einem reichen Peruaner verheirathet habe, der bald nach der Hochzeit, noch vor der Geburt seines Sohnes und Erben gestorben sei, und den seine Wittwe noch heute beweine. — Er, Closmadueс, habe das Unglück gehabt, sich vor sechs Jahren eine heftige Erkältung zuzuziehen, die ihn lange Zeit bettlägerig und schließlich, bis zum Ende seiner Tage, zum Krüppel gemacht habe. Er sei auf beiden Beinen vollständig gelähmt und könne sich nur im Rollstuhle bewegen. Seine Tochter pflege ihn mit himmlischer Güte, wie ein Engel.

„Aber ich bin ein geduldiger Invalide! Nicht wahr, Candelaria, du bist zufrieden mit mir? Gieb mir ein gutes Zeugniß, mein Kind. Sage dem Herrn, daß du über deinen alten Vater nicht zu klagen hast!"

„Vater ist sehr gut," murmelte Candelaria.

Der Kommandant heftete einen rührend liebevollen Blick auf seine Pflegerin und schwatzte dann weiter.

„Ich bin noch immer so stark wie in meinen besten Jahren. Alles, was ich mit diesen Händen erreichen kann, das kann ich auch zerdrücken und zermalmen; — aber ohne meine Tochter wäre ich ein hülfloser, elender Mensch und könnte nicht leben. Sie ist mein Alles auf der Welt! Sie weiß es und harrt treu bei mir aus. Gott wird es ihr lohnen! Sie hätte sich schon zweimal glänzend verheirathen können; aber sie will ihren kranken Vater nicht verlassen. — Wir suchen so glücklich zu leben, wie es eben möglich ist. Ich habe ein freundliches Haus in Bayswater gekauft; bei schönem Wetter fahren wir spazieren oder gehen in den Park; ist es naß oder kalt, so besuchen wir die Museen; die Abende verbringen wir

im Theater oder im Concert, oder wir bleiben ruhig zu Hause, und dann lese ich vor. Es ist ein ganz angenehmes Leben, glauben Sie mir! Besuchen Sie uns doch einmal und lernen Sie es kennen. — Hier haben Sie meine Adresse."

Er reichte mir seine Karte. Während ich sie las, bemerkte ich, daß er mich aufmerksam und, wie es mir vorkam, argwöhnisch betrachtete. Er schwieg eine Weile und blickte nachdenklich zu Boden, und dann sagte er langsam, zögernd, in ganz verändertem, klagendem Tone:

„Ich wage nicht zu drängen, daß Sie kommen. Alles in Allem ist mein Haus ein freudenloses . . . Ein hülfloser, einsamer Krüppel und eine trauernde Wittwe . . . Es wird Ihnen anderswo besser gefallen als bei uns; — aber ich habe mich wirklich sehr gefreut, einen alten Bekannten von ‚da drüben' einmal wieder anzutreffen. — Leben Sie recht wohl!"

Ich drückte ihm die Hand und dann auch der Tochter und dem Kinde und entfernte mich, entschlossen, der Einladung, die so schnell zurückgenommen worden war, nicht zu folgen. Ich hatte nicht im entferntesten die Absicht, dem armen, kranken Mann seine Pflegerin abspenstig zu machen; aber es war mir plötzlich klar geworden, daß der Vater seine Tochter mit eifersüchtiger Liebe überwache und wahrscheinlich in Jedem, der sich ihr näherte, einen gefährlichen Rivalen erblickte. Ich wollte den traurigen Frieden des alten Kommandanten in keiner Weise beunruhigen und habe ihn seit jenem zufälligen Zusammentreffen in Kensington-Gardens nicht wiedergesehen.

Des Kapitäns Brautfahrt.

So wie sie mich heute hier sehen: kerngesund, vierzehn Stein schwer, Vater von fünf Kindern, die sich alle, Gott sei Dank und unberufen! wohl und munter befinden, während der Reise auf schnelle Fahrt bedacht und im Hafen guter Laune, sobald ich mit alten Bekannten zusammentreffe — wird es Ihnen schwer fallen zu glauben, daß ich einmal in meinem Leben, und zwar viele Monate lang, ernstlich daran gedacht habe, mir das Leben zu nehmen.

In früheren Jahren habe ich mit Niemand davon gesprochen, weil ich mich meiner damaligen Schwäche wie eines Verbrechens schämte; heute beurtheile ich mich milder. Ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht; aber jedenfalls bin ich im Stande, ganz unbefangen von der alten Geschichte zu sprechen.

Es war im Jahre '50, auf meiner ersten Fahrt als Kapitän von London nach Canton. Ich war an Bord gegangen mit schweren Sorgen um Nelly Delano, ein Mädchen, das, wie ich Ihnen schon erzählt habe, ein Anderer, den ich für einen Bösewicht hielt, hinterlistig von mir abgewandt hatte. — Die Ueberfahrt war beschwerlich

und ich hatte viel zu thun, da ich trotz des Kummers, den ich mit mir herumtrug, meines Amtes walten mußte. Aber in der Nähe des Aequators fanden wir Windstille, und als ich da unbeschäftigt war, wurden mir die Tage und die Nächte erschrecklich lang. Es war jedoch nicht Langeweile, die mich plagte. Der Gedanke an Nelly Delano, die ihr eigener Trotz und Unverstand in nie gut zu machendes Elend zu stürzen drohten, der Gedanke allein war es, der mir keine Ruhe ließ und mich auf Schritt und Tritt verfolgte, wenn ich auf dem kurzen Deck stundenlang auf- und abging.

Ein Kapitän, der sich wenig mit seinen Offizieren abgiebt, lebt auf dem Meere, wie Sie wissen, in großer Einsamkeit. Mein erster Steuermann, Herr Westwood, der ein trauriges Ende genommen hat — er wurde, wie Sie bereits vernommen haben, mehrere Jahre später vom Kapitän der „Santa Junta" erschlagen — war ein zurückhaltender Mensch, der kaum mehr als „Ja" oder „Nein" antwortete, wenn ich ihn anredete, und dem es nicht einfiel, aus eigenem Antriebe eine Unterhaltung mit mir zu suchen. War ich am Steuer, so machte er sich vorn zu schaffen, und ging ich dorthin, so fand er in der Kajüte oder hinten auf dem Verdeck irgend etwas zu thun — nicht etwa, daß ich ihm unangenehm gewesen wäre; nein, wir vertrugen uns ganz gut; aber es war so seine Art: er war nicht umgänglich.

Nachdem meine Gedanken sich viele Tage lang ununterbrochen mit demselben traurigen Gegenstande beschäftigt hatten, überfiel mich nach und nach schwerer Trübsinn. — Sie müssen bedenken, daß ich Jahre lang um

Nelly Delano geworben, daß ich es seit geraumer Zeit als eine abgemachte Sache betrachtet hatte, ich würde sie heimführen, und daß sie mir durch ihre Untreue mein ganzes Glück genommen hatte. — Ich fragte mich, wofür ich denn eigentlich noch arbeite, da ich fortan allein durch's Leben gehen müsse; und es überkam mich eine Art Ekel vor der Sorge um mein freudenloses, einsames Dasein. — Bald darauf tauchte in Zwischenräumen, die immer kürzer wurden, der Gedanke in mir auf, ob es nicht am besten wäre, mich dieser Sorge durch Scheiden aus dem Leben zu entledigen. Der Gedanke stand aber noch nicht klar und einfach vor meiner Seele. Ich dachte damals immer an viele Dinge zugleich: an Nelly, an den Schauspieler, dem sie ihr Herz geschenkt, an die letzten tröstlichen Worte, die ihre Mutter mir mit auf den Weg gegeben hatte, an mein einsames Loos, an meine Pflichten dem Rheder, Herrn Dana, gegenüber; manchmal auch an meinen stillen Steuermann, und ob der wie ich Grund hätte, so wortkarg zu sein. — Hin und wieder nur, unerwartet, auf kurze Zeit, wie fliegende Fische auf der Oberfläche des Meeres, erschienen auch die zwei sich entgegenstehenden Gedanken: Alles könnte vielleicht noch gut werden; oder: Alles sei hoffnungslos verloren, und dann stände es mir frei, nichts mehr zu hoffen und nicht zu verzweifeln — zu sterben.

Ehe ich mir jedoch darüber klar geworden war, kam der Wind und trieb diese und ähnliche Gedanken eine Zeit lang aus mir heraus. Ich hatte wieder für mein Schiff zu sorgen, und als ich im Flusse von Canton den Anker fallen ließ, hatte sich mein Trübsinn einigermaßen

gelegt. — In China fand ich zunächst viel zu thun. Die englische Ladung mußte gelöscht, neue Fracht eingenommen werden; es war sehr heiß; und wenn ich mich des Abends zur Ruhe zurückzog, verfiel ich bald in tiefen Schlaf. Aber noch ehe ich Canton wieder verlassen hatte empfing ich den Brief von Frau Delano, der mir mittheilte, ihre Tochter sei mit dem Schauspieler entflohen und spurlos verschwunden. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, und vierundzwanzig Stunden lang unfähig zu arbeiten. Westwood ersetzte mich, ohne ein Wort darüber zu verlieren, daß er bei seinem eigenen anstrengenden Dienst nun auch noch den meinen zu verrichten habe. — Bald aber ermannte ich mich wieder.

Ich habe mir stets zur Lebensregel gemacht, daß Geschäft vor Vergnügen gehen muß, und ich machte mir auch bei dieser Gelegenheit klar, daß ich nicht das Recht hätte, die Interessen meines Rheders zu vernachlässigen, weil der Zufall wollte, daß ich unglücklich war. Damit hatte Herr Dana nichts zu schaffen; und er durfte darunter nicht leiden.

Als aber das Schiff voll war, und wir uns auf offener See, auf dem Wege nach Shanghai befanden, da überkam mich der Trübsinn wieder, der mich bereits zwischen den Wendekreisen geplagt hatte, und er war nun so schwer und stark, daß ihn auch der Sturm, vor dem wir mit gerefften Segeln dahinfuhren, nicht mehr verscheuchen konnte. — Westwoods Tüchtigkeit kam mir zu statten, so daß ich mich ungestraft an ein Doppelleben gewöhnen konnte. Mit meinen körperlichen Augen sah ich Alles, was um mich her vorging, und achtete darauf,

daß das Schiff nicht zu Schaden kam; aber traurige Gedanken umhüllten mich wie ein schwerer Mantel; es lag mir wie ein Stein auf dem Herzen, und ich fühlte immer, daß Alles, was ich that, für mich selbst nutzlos sei, und daß mir nichts Besseres zustoßen könne, als der Tod, der all' meinen Leiden ein Ende gemacht haben würde. — Gab mir das Schiff keine Sorge, so saß ich hinten am Steuer wie ein kranker Passagier und schaute trostlos hinaus in das graue Meer, das oftmals bis zu mir hinaufstieg, als wollte es mich hinunterziehen, dort, wo ich Ruhe gefunden hätte. Gegen diese Versuchung jedoch blieb ich stark. — Herr Dana hatte mir ein Schiff anvertraut, und ich fühlte mich verpflichtet, mein Bestes zu thun, um es ihm nach Ablauf meines Vertrages unbeschädigt und mit gutem Verdienst wieder zur Verfügung zu stellen.

Endlich kam die Zeit, da mein Schiff wieder Ladung nach London eingenommen hatte und ich mich auf der Rückreise befand. Während der Fahrt, die etwa vier Monate währte, hatte ich Zeit genug, meinen Entschluß zur Reife zu bringen. Er zielte dahin, daß ich in London, nachdem ich alle meine Geschäfte geregelt hatte, still und spurlos aus dem Leben verschwinden wollte. Ich begann meine Vorbereitungen zum Tode damit, daß ich mich von dem Eigenthümer des Schiffes, das ich drei Jahre glücklich geführt hatte, verabschiedete. Er schien verwundert über meinen Entschluß, denn er war mit mir zufrieden und wollte mir ein größeres und besseres Schiff anvertrauen. Ich sagte ihm, daß persönliche Angelegenheiten mich nöthigten, ihm meine Dienste zu kündigen. Darauf

antwortete er: „Wenn Sie wieder frei sind, Kapitän, dann kommen Sie nur zu mir; und ich werde schon etwas für Sie zu thun finden."

Damit verabschiedeten wir uns, wie ich damals glaubte, für das Leben.

Ich hatte mir eine kleine Wohnung in einer der Vorstädte von London gemiethet, und dort beschäftigte ich mich zunächst damit, über meine wenigen Habseligkeiten mit großer Sorgfalt zu verfügen. Ich gab mir Mühe, keinen meiner Freunde und Bekannten zu vergessen, — nahe Verwandte besaß ich nicht mehr, denn ich war einziger Sohn gewesen und meine Eltern waren längst gestorben — und hinterließ jedem von ihnen irgend eine Kleinigkeit zum Andenken an mich. Darauf schrieb ich einen Brief an meinen alten Schulfreund und Kameraden Friedrich Jardine, den ich zu meinem Testamentsvollstrecker ernannte und dem ich sagte, er möge sich nicht wundern, daß ich so unzeitig aus dem Leben geschieden sei; ich litte an einer unheilbaren Krankheit und zöge es vor, zu sterben, als noch Jahre lang ein jammervolles Dasein zu fristen.

Nachdem ich dies Alles vollendet hatte, fühlte ich mich als freier Mann; und der Gedanke, daß ich meinem Elende jeden Augenblick ein Ende machen könnte, gab mir eine gewisse Ruhe und Befriedigung, wie ich sie während der letzten Jahre nicht mehr gekannt hatte. Der Entschluß zu sterben wurde niemals wankend in mir, aber ich nahm mir vor, einstweilen das Leben noch ruhig mit anzusehen so etwa wie man vom sichern Ufer aus den Sturm auf der See beobachtet. Ich ging in Theater, Concerte und öffentliche Vergnügungsorte; aber ich vermied es, mit Bekannten

zusammenzutreffen, denn ich wollte mich ungestört mit meinen eigenen Gedanken beschäftigen, die, wennschon traurig genug, das Einzige waren, was mich interessirte.

Nach vierzehn Tagen ungefähr wurde ich jedoch auch dieses Lebens müde und faßte nun den Vorsatz, den während langer Jahre gereiften Entschluß zur Ausführung zu bringen. Auch über die Todesart, die ich wählen wollte, war ich vollständig mit mir im Klaren. — Da, als ich eines Abends nach Hause kam, fand ich einige Zeilen von Herrn Dana, der mir sagte, ich möchte mich morgen zu ihm auf's Komptor bemühen; er habe einen Brief für mich empfangen, mit der Bitte, mir denselben persönlich zu übergeben.

Ich fuhr am nächsten Morgen in die City und nahm den angekündigten Brief in Empfang. Er war von meinem schon genannten Freunde Fred Jardine, der darin das Anliegen an mich stellte, sofort nach Liverpool zu kommen, um ihm in einer Angelegenheit beizustehen, von deren glücklichen Erledigung, wie er mir sagte, sein Lebensglück abhinge. — Der Brief wandte sich in so eindringlicher Weise an meine alte Freundschaft, daß ich nur kurze Zeit unschlüssig war, was ich darauf erwidern sollte. Dann sagte ich mir, daß ich ja in der nächsten Woche gerade so gut sterben könnte als in dieser; und da ich noch genug baares Geld besaß, um mehrere Monate lang meine bescheidenen Bedürfnisse befriedigen zu können, so setzte ich mich am selben Abend auf die Eisenbahn und fuhr nach Liverpool ab, nachdem ich Jardine telegraphisch von meiner Ankunft benachrichtigt hatte.

Die Angelegenheit, um die es sich handelte, hat mit

meiner eigenen Geschichte nichts zu thun. Sie betraf ausschließlich Jardines Verhältnisse, und ich will nur erwähnen, daß es darauf hinauskam, sofort eine größere Summe Geldes zu finden, für die mein Freund kaum andere Sicherheit bieten konnte als seinen ehrlichen Namen. Daraufhin allein war aber das Geld nicht zu beschaffen; Jardine gebrauchte eine zweite Unterschrift — und die sollte ich geben. — Das war nun für mich eine mißliche Angelegenheit. Jardine hatte mein volles Vertrauen; ich selbst würde ihm das Geld, wenn ich es besessen hätte, mit Freuden gegeben haben; aber wenn ich ein Accept auf sechs Monate unterschrieb, so verpflichtete ich mich damit, bis zum Verfalltage auszuharren, um im Nothfall für die Summe, die auf meine Unterschrift vorgeschossen war, aufzukommen.

Mein Freund war sichtlich betreten, als er sah, ich zauderte, ihm den gewünschten Dienst zu leisten. Er hatte augenscheinlich erwartet, daß ich ihm ohne Bedenken zu Hülfe kommen werde, und dies hätte ich, wie schon gesagt, jedenfalls gethan, wenn meine eigenen Pläne mir nicht die Zeit ungewöhnlich karg zugemessen hätten. Auch wußte ich nicht, was ich zu meiner Entschuldigung vorbringen sollte; denn den eigentlichen Grund meiner Zurückhaltung konnte ich Jardine nicht auseinandersetzen. Ich bat ihn, nicht an meiner Aufrichtigkeit und nicht an meiner Freundschaft zu zweifeln und sagte ihm sodann, daß ganz eigenthümliche Verhältnisse, über die ich beim besten Willen keine Aufklärung geben könnte, es mir schlechterdings unmöglich machten, eine Verpflichtung zu übernehmen, die mich sechs Monate lang zum Schuldner eines Andern

machen würde. — Er stellte Papiere zu meiner Verfügung, aus denen hervorging, daß in der That keine Gefahr eines Verlustes vorliege, und daß er selbst ohne Hülfe von mir im Stande sein werde, nach Verlauf von sechs Monaten den Wechsel, den ich mitzeichnen sollte, einzulösen. — Diese Schriftstücke waren aber trotzdem nicht derart, daß sie einem fremden Gläubiger dieselbe Sicherheit wie mir gewährt haben würden. — Darauf sagte ich Jardine, er möge mir drei Tage Bedenkzeit geben; während dieser Frist würde ich mich bemühen, unter meinen eigenen Bekannten Jemand zu finden, der an meiner Stelle für Jardine bürgen wolle. Gelänge mir dies nicht, so könnten wir weiter berathen, was zu thun sei. Jedenfalls möchte er sich überzeugt halten, daß ich nicht durch kleinliches Mißtrauen in meiner Handlungsweise beeinflußt werde. — Jardine seufzte dazu, aber er sagte, er müsse es sich gefallen lassen, er sei in meiner Hand.

Ich machte mich unverzüglich daran, das von mir gegebene Versprechen einzulösen, und verbrachte den ganzen nächsten Tag mit Briefschreiben. Den besten Erfolg versprach ich mir dabei von einem Briefe an Herrn Dana, dem ich nach Uebereinkunft mit Jardine vorschlug, diesen, einen sehr tüchtigen Kapitän, zu meinem Nachfolger zu ernennen und ihm, nachdem er einen mehrjährigen Vertrag mit ihm abgeschlossen hätte, auf sein Gehalt die Summe, deren er bedurfte, vorzuschießen.

Mein Freund war in vielen Beziehungen von mir verschieden. Er war so leichtherzig, daß ihn auch die schwersten Sorgen nicht darniederbeugen konnten. Nachdem er mir sein Herz ausgeschüttet und ich ihm meinen

Beistand versprochen hatte, überließ er mir gewissermaßen die Verantwortlichkeit für die Regelung seiner Angelegenheit und bekümmerte sich anscheinend nur noch wenig darum. Vor dem Essen kam er zu mir, klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte:

„Zur Belohnung dafür, daß Du heute so brav gearbeitet hast, sollst Du nun auch das hübscheste Mädchen in Liverpool kennen lernen: meine Muhme Mary, die ich längst geheirathet haben würde, wenn sie mich nehmen wollte. Aber sie will mich nicht. — Das wäre eine Frau für Dich, Mac!"

Ich dankte für die Einladung; aber er bestand darauf, ich müßte ihn begleiten, und schließlich, um Frieden zu haben, gab ich nach und folgte ihm zu seiner Tante. — Er hatte nicht übertrieben. Mary Jardine war ein schönes, stilles, liebenswürdiges Mädchen, und ich konnte nicht umhin, dies zu bemerken, wennschon es mir nicht einfiel, in irgend welcher Verbindung mit mir, an sie zu denken. Doch kehrte ich am folgenden und nächstfolgenden Tage zurück, und als am dritten Tage Herr Dana schrieb, er sei gern bereit, dem Kapitän Jardine ein Schiff anzuvertrauen und ihm auch die gewünschte Summe vorzuschießen, falls ich mich verbürgen wollte, im Nothfall an Jardines Stelle zu treten, da war, ohne daß ich es bemerkt hätte, eine Veränderung über mich gekommen, die es mir verhältnißmäßig leicht machte, meinem Freunde zu sagen, ich sei nun, da meine Bemühungen keinen Erfolg gehabt hätten, bereit, die verlangte Bürgschaft für ihn zu leisten. — Damit aber hatte ich mich verurtheilt, wenigstens noch sechs Monate zu leben; und mit diesem Urtheil reiste ich achtundvierzig Stunden später nach London zurück, um

dort während der Zeit, über die ich noch verfügen mußte, Beschäftigung zu finden.

Die Gedanken, mit denen ich mich nun herumtrug, waren eigenthümlicher Art. Ich sagte mir zwar noch immer, daß ich am Verfalltage der Jardine'schen Wechsel meinen alten Plan ausführen werde; aber ich wußte, während ich mir das sagte, daß ich dies nicht mehr ernstlich meinte, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach ruhig fortleben würde, und ich empfand darüber zunächst ein gewisses Gefühl der Scham. Aber auch das änderte sich mit der Zeit. Ich war nicht wankelmüthig geworden, — wenigstens nicht nach meiner Ansicht. Ich hatte sterben wollen, weil mir das Leben unerträglich geworden war; nun erblickte ich in weiter Ferne noch Versprechen, die mir das Dasein als wünschenswerth erscheinen ließen. Die Verhältnisse hatten sich geändert und dadurch auch meine Entschlüsse; und mit einer gewissen Befriedigung sagte ich mir, daß der Vorsatz, meine Pflicht zu erfüllen, der Wunsch, einem Freunde zu nützen, es gewesen war, der mich auf meine eigenen Pläne hatte Verzicht leisten lassen. Ich war nur meinem alten Grundsatze gefolgt: Geschäft vor Vergnügen, Pflicht vor persönlichen Angelegenheiten; zuerst soll der Mensch an seine Aufgabe denken, dann an seine Lage. — Nach diesen Grundsätzen hatte ich gehandelt und dessen brauchte ich mich nicht zu schämen.

Am Verfalltage wurden die Jardine'schen Wechsel pünktlich eingelöst; aber schon vierzehn Tage vorher, als ich, von dem Verlangen getrieben, meinen Freund und dessen Muhme wiederzusehen, nach Liverpool gekommen war, hatte ich mich mit Mary Jardine verlobt.

Ein Seemann muß seine Herzens-Angelegenheiten, wie Alles, was er auf dem Lande zu thun hat, ohne zu vieles Zaudern ordnen, sonst kann er nichts erreichen. Es mag lange Jahre dauern, ehe es ihm möglich wird, aus dem Brautstand in den Ehestand zu treten. Das hängt davon ab, wie es mit seinen Vermögensverhältnissen steht; aber zwischen verlieben und verloben läßt er am liebsten nicht viel Zeit verstreichen, denn es liegt so in ihm, daß er vor jeder Reise gern Alles, was er zurückläßt, fest und glatt macht.

Mary Jardine hatte mir schon am ersten Tage, da ich sie kennen lernte, wohl gefallen. Der Gedanke an sie, die Lebende, hatte nach und nach den an Nelly verdrängt, die für mich lange todt war. Die Muhme meines alten Freundes Fred hatte aus dessen Erzählungen über mich eine vortheilhafte Meinung von mir gefaßt, und als ich sie fragte, ob sie sich mir anvertrauen wolle, da sagte sie „Ja!“ — Ich hatte schon wieder ein gutes Schiff bekommen, und meine Stellung war eine so gesicherte, wie es die eines Schiffskapitäns, der kein eigenes Vermögen besitzt, überhaupt sein kann. Da waren die Gefahren der See! Aber die wollten wir Beide im Vertrauen auf Gott mit in den Kauf nehmen. Und so verheirathete ich mich mit Mary Jardine, noch bevor ich, drei Monate später, meine nächste Reise nach China antrat.

Da ich auf dem Meere so oft auf mich allein zur Unterhaltung angewiesen, so bin ich mit der Zeit ein nachdenklicher Mann geworden. Und wenn ich manchmal bei stiller Fahrt auf dem Verdeck auf- und abgegangen und an das bewegte Leben gedacht habe, das hinter mir liegt,

dann habe ich mir oftmals gesagt, das Einzige, was den Mann wirklich fest am Leben hält, ist die Erfüllung seiner Aufgabe. — Und man soll sich nicht beklagen, wenn dieselbe manchmal recht drückend ist, sondern seine Last ruhig und männlich tragen. Das Keuchen unter ehrlicher, schwerer Arbeit ist, im Grunde genommen, etwas Schönes, Erhebendes; und nach meinem Geschmack ist ein sorgenvolles Leben, so traurig es auch sein mag, immer noch erträglicher als ein leeres.

Der Geächtete.

Im Jahre 1864 tauchte in Yokohama eine Frau Clifton mit einem jungen Mädchen auf, die, nachdem sie acht Tage bescheiden und zurückgezogen im Wirthshaus gelebt hatte, in einer billigen Nebenstraße einen kleinen Laden miethete und dort ein Geschäft eröffnete, das jedenfalls keine Concurrenz zu fürchten hatte — nämlich ein Modewaarengeschäft. — Wo die Kundschaft dafür herkommen sollte, mußte Jedermann ein Räthsel sein. Schon die männlichen Einwohner von Yokohama dachten nur in seltenen Ausnahmefällen daran, Garderobegegenstände in Yokohama zu kaufen: die meisten hatten ihre alten Lieferanten in Europa und empfingen von diesen regelmäßige Sendungen, die sie mit Allem versahen, was sie an Kleidungsstücken gebrauchen konnten. Hie' und da verirrte sich wohl der Eine oder der Andere in einen „Store", um dort ein Halstuch oder einen Hut zu kaufen; aber das waren wie gesagt Ausnahmen. — Die jungen Pioniere der Civilisation waren, trotz der ihnen nachgerühmten Rauheit, elegante Herren, die auf den guten Zuschnitt ihrer Kleider gerade ebenso viel Werth legten wie ihre

Altersgenossen in London und New-York. — Was nun aber erst die Damen von Yokohama anging, die alle zusammengenommen immer noch nicht zahlreich genug gewesen wären, um die Gründung eines Modewaaren-geschäftes in der Fremden-Niederlassung zu rechtfertigen, so würden diese es geradezu für eine Beleidigung gehalten haben, wenn man ihnen zugemuthet hätte, sich in Japan kleiden zu lassen. Die jungen Herren Gemahle der jungen Frauen — alte gab es nicht — verdienten damals leicht Geld, und Knauserei war ein bei den „Pionieren" unbekanntes Laster; dagegen warfen viele von ihnen das Geld zum Fenster hinaus. Die schmucken, gefeierten, lebenslustigen Engländerinnen und Amerikanerinnen von Yokohama bezogen Alles, was sie zur Toilette gebrauchten, von guten und besten Schneiderinnen und Putzmacherinnen aus London und Paris, und nur die sparsamsten unter ihnen mochten eine geschickte Kammerjungfer von „drüben" mitgebracht haben, die im Geheimen im Hause für die Toilettenbedürfnisse der Herrin Sorge zu tragen hatte. Aber daß es einer der weißen Frauen in den Sinn kommen sollte, sich von einer in Yokohama ansässigen Schneiderin ein Kleid oder Aehnliches anfertigen zu lassen, — daran war nicht zu denken. — Man ging deshalb auch mit einigem Kopfschütteln an dem neuen Laden vorüber, und die Bemerkungen, die bei der Gelegenheit über die Besitzerin desselben gemacht wurden, waren nicht gerade schmeichelhafter Natur für die Neuangekommenen. — Frau Clifton hörte jedoch davon nichts und war zunächst eifrig damit beschäftigt, das Schaufenster ihres Ladens so verlockend wie möglich einzurichten. Sie hatte

einige Kisten Modewaaren aus Europa oder wo sie sonst herkommen mochte, mit sich gebracht, und eines Morgens konnten die Vorübergehenden bemerken, daß sie im Laden der Genannten, außer den üblichen Toilettengegenständen wie Bürsten, Kämme, Seifen, wohlriechende Essenzen, — auch Stoffe für Damenkleider, und Herrenanzüge, Cravatten, Mützen, Hüte, Handschuhe, Taschentücher, Reitpeitschen, Patentbleistifte, Siegelringe ꝛc. ꝛc. zu verhältnißmäßig billigen Preisen erwerben konnten. Wenn man nach den im Schaufenster ausgestellten Mustern schließen durfte, so waren die Sachen meistens von sehr zweifelhaftem Geschmack, mit ausgesprochener Vorliebe für die glänzendsten Farben und auffallendsten Formen. — Trotzdem blieb aber der Laden nicht lange Zeit leer, denn die „Pioniere" hatten schnell entdeckt, daß das etwa sechszehnjährige, schlanke, blonde Mädchen, welches sie in Begleitung von Frau Clifton in den Abendstunden auf dem „Bund" angetroffen hatten, die Tochter der Inhaberin des Modewaarengeschäftes sei und dort während der Tageszeit als Verkäuferin thätig war.

Frau Clifton mochte etwa vierzig Jahre alt sein und war noch immer eine hübsche Person, mit klaren Augen, weißen Zähnen, rothen Lippen und guter, wenn auch vielleicht etwas zu lebhafter Gesichtsfarbe, aus der einige böswillige junge Leute den Schluß ziehen wollten, daß sie vielleicht „besser lebe" d. h. mehr trinke als es den Frauen im Allgemeinen gestattet ist. — Gegen der Tochter, Mary Cliftons, Aussehen dagegen ließ sich gar nichts einwenden. Sie war mit einem Worte bildhübsch. Sie hatte schönes, hellbraunes Haar, große blaue Augen mit

dunklen Wimpern, feine Züge, und der Ausdruck des lieblichen Gesichtes war von unwiderstehlicher, lebenslustiger Heiterkeit. Dazu kam eine niedliche Figur, die in den knappen Kleidern, in denen sie sich auf dem „Bund" zeigte, wohl zur Geltung gebracht wurde. — Damals waren die Kleider aus dem vorigen Jahrhundert wieder Mode geworden; „Pompadour-Roben" nannte man sie, so glaube ich. Die kleine, zarte Mary, mit ihren frischen Farben, lachenden Augen, dunklen Wimpern und Augenbrauen und winzigen Füßchen, die in Stiefeln mit hohen Absätzen staken, glich in diesem Staate einer Nippfigur aus Meissener Porzellan.

Frau Clifton machte außerordentlich gute Geschäfte. Die Schubläden der jungen Männer von Yokohama füllten sich bald mit all' den verschiedenartigen Gegenständen, die bei ihr zum Verkauf ausgeboten wurden und für die in Wahrheit nicht der geringste Bedarf bestand. — Die Damen der Niederlassung erfuhren dies und besprachen es unter sich mit gebührender Verachtung für die starken Herren der Schöpfung, die sich, wie sie meinten, auf so schamlose Weise von einer hergelaufenen Abenteuerin hinter's Licht führen ließen. Der Eine oder der Andere hatte darüber auch wohl Vorwürfe zu hören; aber Mary Cliftons jungfräuliche Lieblichkeit besaß eine zu große Anziehungskraft, um nicht trotz der Feindseligkeiten der Damen von Yokohama zu siegen; und diese mußten es sich gefallen lassen, daß ihre Anbeter mit nur wenigen Ausnahmen, sämmtlich gute, niemals feilschende Kunden von Frau Clifton wurden und blieben. — Ja, als der Vorrath an Gegenständen für Herrenanzüge, den die

Genannte mit sich gebracht hatte, bald erschöpft war, gingen auch Damenhüte, Shawls, Ballhandschuhe, Straußfedern, zierliche Morgenschuhe und Stoffe zu Damenkleidern in unberechenbarer Menge in männlichen Besitz über.

Der beste Kunde von Frau Clifton während der ersten zwei Monate war zweifelsohne Herr Alexander O'Mara, ein wohlhabender junger Mann aus guter irländischer Familie, der nicht etwa ein eigenes Geschäft in Yokohama leitete, oder in einem der dort etablirten Häuser als Angestellter arbeitete, sondern der vor Jahr und Tag auf einer Vergnügungsreise um die Welt nach Yokohama gekommen war, sich dort als Gast eines englischen Kaufmannes bei diesem niedergelassen hatte und seitdem in unregelmäßigen Zwischenräumen, wenn er gerade eine gute Gelegenheit zu erblicken glaubte, durch die Vermittelung seines Gastfreundes vereinzelte, aber bedeutende Geschäfte, hauptsächlich in Seide oder Thee machte, die ihm, nach Allem, was davon in die Oeffentlichkeit gedrungen war, ein nicht unerhebliches Vermögen eingebracht haben mußten.

O'Mara mochte etwa achtundzwanzig Jahre alt sein. Er war in der fremden Kolonie allgemein beliebt wegen seiner Heiterkeit, seines guten, verwegenen Reitens und seiner nimmermüden Bereitwilligkeit, sich an einer jeden Vergnügungspartie, ob Picknick, Schnitzelrennen, Wettreiten oder Wettrudern, zu betheiligen. Auch war er ein äußerst gastfreier Mann, der in regelmäßigen Zwischenräumen im Club Festlichkeiten veranstaltete, die häufig mit einem kleinen Ball endeten und bei denen sich die

Anwesenden immer auf das beste zu amüsiren pflegten. — O'Mara war ein hübscher Mensch, groß, schlank, blond und von jener eigenthümlichen Lebhaftigkeit der Bewegungen und der Rede, die man bei den Irländern, im Gegensatze zu ihren nächsten Nachbarn, den Engländern und Schotten, häufig findet.

Nachdem die ersten zwei Monate dahin gegangen waren, erblickte man O'Mara nur noch selten, und später gar nicht mehr in Frau Cliftons Laden. — Aber er hatte nicht mit den Leuten gebrochen, denn man traf ihn manchmal des Abends mit Mutter und Tochter spazierengehend, und Einige wollten wissen, man habe ihn zu später Stunde mit der Tochter allein erblickt. — Es wurde im Club viel darüber geredet — nicht etwa in Form ängstlicher, böswilliger Klatscherei — das war in Yokohama damals nicht Mode — nein! laut und scharf griff man O'Mara an, bereit, das was man ihm vorwarf, dem Angegriffenen gegenüber persönlich zu vertreten. Der kleinen Mary hatte, als sie sich in Japan zum ersten Male zeigte, kindliche Reinheit in unverkennbaren Zügen auf dem lieblichen Gesichtchen geschrieben gestanden. Mehr als Einer der Pioniere, von denen sicherlich Keiner je daran gedacht hätte, eine Vernunft-Heirath zu machen, mochte sie mit dem stillen Verlangen angeblickt haben, ihr seine Hand für's Leben zu reichen. Nur die unglaubliche Schüchternheit weißen Frauen gegenüber, die der Mehrzahl der jungen Leute eigenthümlich war, hatte wahrscheinlich veranlaßt, daß der Tochter von Frau Clifton nicht schon verschiedene gute und ehrerbietige Heirathsanträge gemacht worden waren. — Und was that O'Mara? — Glaubte

er sich in den „Argylle-Rooms“ oder im „Jardin Mabile“, wo man mit den hergelaufenen Frauenzimmern, die sich dort herumtreiben, rücksichtslos verkehren darf? Wie ein Lump oder wie ein Narr benahm er sich, denn selbst wenn es seine Absicht war, Fräulein Clifton zu heirathen, so handelte er unverantwortlich, indem er sie zum Gegenstand des Geredes in der Niederlassung machte. Die Damen von Yokohama hatten spitze Zungen und nur selten Gelegenheit, sie zu üben. — Die arme, kleine Mary! In gewissen Kreisen sprach man schon von ihr wie von einer Verworfenen! Wer durfte jetzt noch daran denken, das Mädchen zu seiner Frau zu machen? Unter den Pionieren hätte man keinen gefunden, der sich dazu hergegeben, und wäre er noch so verliebt gewesen, einen schlechten Mädchenruf durch eine Heirath wieder herzustellen. Bei der Frau ihrer Wahl durfte in Bezug auf Leumund nichts Verdorbenes wieder gut zu machen sein.

Wieder ging einige Zeit hin, und dann wurde es auffällig, daß Frau Cliftons Tochter nach und nach die blühende Gesundheit und die frische Heiterkeit verlor, die sie so liebenswürdig gemacht hatten. Die Augen des Mädchens schienen größer zu werden und traten in ihre Höhlen zurück, und das liebliche Gesichtchen wurde kleiner und bleicher. Auch lagerte sich ein nachdenklicher und bald darauf sorgenvoller, schmerzlicher Ausdruck darüber.

Der Unmuth im Club stieg. Er drohte bei dem ersten Erscheinen O'Maras im Kreise seiner erbittertsten Gegner auszubrechen und großes Aergerniß hervorzurufen. Deshalb glaubte Gilmore, ein besonderer Freund O'Maras, diesem eines Tages, während des Spazierreitens geradezu

sagen zu müssen, die Veränderung in Fräulein Clifton falle allgemein auf, und man bringe sie mit O'Maras Verhältniß zu dem jungen Mädchen in Verbindung. — Was er dazu zu sagen habe?

O'Mara war nicht mehr derselbe lebenslustige junge Mann, als den man ihn noch vor wenigen Monaten gekannt hatte. Er war ernster und stiller geworden; auch schien er nicht mehr bei so guter Gesundheit wie früher. Er antwortete nicht gleich auf Gilmores Bemerkung und wandte sein Gesicht zur Rechten, als ob er die Landschaft betrachtete, so daß Gilmore, der zu seiner Linken ritt, nicht sehen konnte, wie er seine Frage aufgenommen habe. Nach einer längeren Pause erst ließ er sich vernehmen:

„Was sagten Sie?"

Gilmore wiederholte seine Bemerkung.

„Unsinn!" meinte O'Mara.

„Unsinn? — Was hat denn das arme Kind krank gemacht? — Daß sie nicht mehr die alte ist, kann doch Jedermann sehen."

„Was weiß ich? — Was geht das mich an?"

„Nun, desto besser, wenn es Sie nichts angeht."

„Nun, und wenn es mich etwas anginge?"

Darauf wußte Gilmore eine Weile nichts zu antworten, und die Beiden setzten ihre Pferde in eine schnellere Gangart und trabten eine Viertelstunde lang stumm neben einander her. Aber als sie einen schattigen Wald erreicht und dort die Pferde wieder in Schritt gesetzt hatten, da war Gilmore wieder zu sich gekommen und sagte plötzlich, als sei die Unterhaltung gar nicht unterbrochen worden:

„Dann könnte ich Ihnen nur sagen: wenn Sie ein Ehrenmann sind, so müssen Sie das Mädchen heirathen."

Auch O'Mara mußte wohl die ganze Zeit noch an seine letzte Frage gedacht haben, denn er erwiderte ohne Zaudern:

„Sie wollen mich lehren, wie ich mich als Ehrenmann zu benehmen habe?"

„Warum nicht? wenn Sie selbst es nicht wissen."

O'Mara hielt sein Pferd kurz an, und Gilmore that dasselbe, und die beiden jungen Leute blickten sich einige Secunden fest und drohend an. Keiner von den Beiden hatte Furcht vor dem Andern. Aber unter jungen englischen Kaufleuten ist der Zweikampf etwas kaum Erhörtes, und an gegenseitiges Aufeinanderlosfeuern dachte weder Gilmore noch O'Mara, obgleich jeder von ihnen seinen geladenen Revolver handbereit im Gürtel trug. Und so hatte O'Maras Anhalten des Pferdes auch eigentlich keinen Zweck; denn daß er Gilmore nicht einschüchtern konnte, das wußte er sehr gut. Nach einer kurzen Weile setzte er deshalb auch seinen Weg wieder fort und mit ihm Gilmore; aber Keiner sprach mehr, und an der nächsten Stelle, wo die Straße sich kreuzte, bog O'Mara nach links ab, während Gilmore den geraden Weg nach Yokohama fortsetzte.

Einige Wochen später wurde Frau Cliftons Laden eines Morgens nicht geöffnet, und am Abend konnte man auf der im Club angeschlagenen Passagierliste der „Amerika", die in der Frühe nach Hongkong abgedampft war, auch die Namen von Frau und Fräulein Mary Clifton lesen.

O'Mara hatte Yokohama nicht verlassen, seine Lebens-

weise jedoch hatte sich nach und nach so geändert, daß er nur noch wenig Leute sah. Im Club erschien er beinahe gar nicht mehr.

Drei Monate etwa gingen ruhig dahin. Dann traf ein englischer Kaufmann von Yokohama, der eine Geschäftsreise nach China unternommen hatte, wieder in seinem Wohnorte ein. Er hatte die Damen Clifton nur oberflächlich gekannt, aber er wußte genau, wer sie waren, und er erzählte, er hätte sie in Hongkong auf der Promenade angetroffen. Sie lebten, wie er erfahren hätte, zurückgezogen, was sich übrigens durch den Zustand, in dem sich das junge Mädchen augenscheinlich befände, wohl erkläre. Die Einzelheiten, die er noch darüber hinzufügte, wurden von seinen Zuhörern mit ernstem Schweigen aufgenommen.

Die Pioniere der Civilisation in Japan waren, wie bereits gesagt, rauhe Männer; aber in Bezug auf den Umgang mit weißen Frauen hatten sie Grundsätze, die einem Kreuzritter Ehre gemacht haben würden. Drei, oder vier der einflußreichsten unter ihnen steckten die Köpfe zusammen, und dann begab sich der Eine zu O'Mara, um sich mit ihm auszusprechen. Eine halbe Stunde später berichtete er den Andern, O'Mara habe jede Erklärung verweigert. Er schlage deshalb vor, daß man sich von ihm zurückziehen solle.

Die öffentliche Meinung war damals allmächtig in der fremden Niederlassung; diese Meinung bildete sich jedoch nicht leichtfertig, sondern wurde von den hervorragendsten Mitgliedern der Gesellschaft in gewissenhafter Weise geleitet. Diese „Führer", ihrer acht an der Zahl,

versammelten sich am Abend im sogenannten Ausschußzimmer des Clubs und einigten sich nach längeren Unterhandlungen über folgende Beschlüsse: O'Mara sollte noch einmal förmlich, im Namen der Kolonie aufgefordert werden, sich über sein Verhältniß zu Fräulein Clifton zu äußern. Erklärte er, daß er mit deren Abreise und jetzigem Zustande nichts zu thun habe, so wollte man sich das genügen lassen; hatte er aber das junge Mädchen unglücklich gemacht, so sollte ihm die Wahl gestellt werden, sein Unrecht wieder gut zu machen, Fräulein Clifton zu heirathen — oder Yokohama zu verlassen.

Gilmore war es, der mit diesem Auftrage zu O'Mara entsandt wurde. Er traf ihn auf seinem Zimmer, einen Roman lesend. Ohne jede Umschweife setzte er den Zweck seines Besuches auseinander. O'Mara hörte ihn schweigend mit an. Als der Andere aufgehört hatte zu sprechen, kreuzte er die Arme über die Brust, legte den Kopf etwas auf die Seite und sagte:

„Wissen Sie wohl, Gilmore, daß das, was Sie da thun, unvorsichtig ist? Es ist schon das zweite Mal, daß Sie mich mit dieser Geschichte behelligen. Nehmen Sie sich in Acht, ich könnte die Geduld verlieren."

„An Ihrer Geduld oder Ungeduld ist mir gar nichts gelegen. — Ich bin hier im Auftrage der Kolonie, um eine Erklärung von Ihnen zu fordern. Verweigern Sie diese . . ."

„Nun? . . ."

„Nun . . . so haben Sie Yokohama zu verlassen."

O'Mara lachte höhnisch auf.

„Und wer will mich denn hinaustreiben, wenn ich fragen darf?"

„Sie haben nichts zu fragen. Sie haben zu antworten. Wollen Sie — ja oder nein — die Auskunft geben, die ich von Ihnen fordere?"

Keine Antwort.

„O'Mara, seien Sie nicht trotzig, wo Trotz nichts nützen kann. Sagen Sie mir, Sie hätten mit der Abreise der Cliftons nichts zu thun gehabt, und ich will Ihnen auf's Wort glauben. — Hier, meine Hand, O'Mara! — O'Mara, wollen Sie mir — ja oder nein — die verlangte Auskunft geben?"

„Und wenn ich zehntausend befriedigende Antworten zu geben hätte, nicht eine einzige würde ich aus mir herausängstigen lassen!" —

Darauf nahm Gilmore seinen Hut und verließ das Zimmer.

Um O'Mara aber bildete sich von jener Stunde ab vollständige Oede, und er war zu trotzig, um auch nur den schwächsten Versuch zu machen, eine Aenderung in dieser Beziehung herbeizuführen. Er kannte die Macht der öffentlichen Meinung und hütete sich, dieselbe zu reizen. Er ging nicht mehr in den Club, denn er wußte, daß dies seine Ausweisung aus demselben zur Folge gehabt haben würde; auch gab er seinen alten Bekannten nicht Gelegenheit, ihm die Abneigung, die sie für ihn empfanden, dadurch zu bezeugen, daß sie seinen Gruß nicht erwiderten, denn er vermied sie soviel er konnte. Wenn er trotzdem mit dem Einen oder Andern zufällig auf der Straße oder

auf den Reitwegen in der Umgegend von Yokohama zusammentraf, so wandte er die Augen ab und grüßte nicht.

Nachdem dieser unerquickliche Zustand etwa acht Tage gedauert hatte, brachte ihm sein japanischer Diener einen Brief von seinem Geschäftsfreunde und Wirthe, mit dem er seit Jahren in vertrautestem Verkehr gestanden hatte. Dies Schriftstück drückte in verlegener, aber nicht mißzuverstehender Weise den Wunsch aus, O'Mara möchte sich gefälligst nach einer andern Wohnung umsehen.

„Sie brauchen sich dabei nicht in einer Weise zu beeilen, die Ihnen Unbequemlichkeiten verursachen könnte," schloß der Brief; „ich erwarte den Besuch, dem ich Ihre Wohnung zur Verfügung stellen möchte, erst gegen Ende des Monats."

Der Brief war vom fünfzehnten datirt.

„Vierzehntägige Kündigung, wie einem Dienstboten!" murmelte O'Mara ingrimmig vor sich hin.

Er machte sich sofort daran, eine neue Wohnung zu suchen; aber bei dieser Gelegenheit stieß er auf Schwierigkeiten, die er nicht erwartet hatte. — Die Besitzer der Häuser, in denen er miethen wollte, zeigten sich ihm nicht. Ueberall hieß es, der Herr sei nicht zu Hause. Einen der Hausbesitzer traf er auf der Straße. Der konnte ihm nicht entgehen. Aber er blickte zu Boden, während O'Mara sein Anliegen vorbrachte, und antwortete kurz:

„Bedaure, die Wohnung ist nicht mehr frei."

O'Mara blickte dem schnell Davonschreitenden mit einem Ausdruck ohnmächtigen Zornes nach und sagte dann mit finsterm Lächeln vor sich hin:

„Und es soll ihnen doch nicht gelingen, mich von

hier fortzutreiben. Und wenn ich unter einem Zelte zu campiren habe, ich bleibe hier!"

Als er wieder in seinem Zimmer angelangt war, nahm er Rücksprache mit seinem ersten chinesischen Diener, dem Comprador. Dieser, dem an dem Wohl- und Uebelwollen der fremden Kolonie gleichviel und gleichwenig gelegen war, wußte Rath. Er besaß auf dem „Hügel" ein hübsches Grundstück mit einem kleinen Hause, in dem seine Frau wohnte. Wenn der Herr es miethen oder kaufen wollte, so stände es ihm gern zur Verfügung. Die Frau würde überall ein Unterkommen finden, und das Haus könnte in wenigen Tagen so eingerichtet werden, daß der Herr sich dort ungestört und wohl fühlen würde. Es sei oben auf der Klippe, dicht am Meere gelegen, mit schöner Aussicht auf die Bai und den Wald und den Fusiyama.

„Was willst Du dafür haben?"

„Ich habe fünfzehnhundert Dollars dafür bezahlt, und möchte es nicht unter zweitausend wieder verkaufen."

„Ich nehme es. Ist Stallung dabei, und kann der Betto (Stallknecht) mit untergebracht werden?"

„Jawohl Herr! Es war ursprünglich für Herrn Davis gebaut, und von diesem habe ich es gekauft, als er Yokohama verließ. Der Herr werden zufrieden sein."

Am folgenden Tage schon verließ O'Mara seine alte Wohnung, ohne seinem Wirthe Lebewohl gesagt zu haben; und darauf sah und hörte man Monate lang so gut wie nichts von ihm. — Dann verbreitete sich das Gerücht, O'Mara habe sich dem Trunke ergeben. Seine Diener erzählten, er sei beinahe nie mehr nüchtern. In langen

Zwischenräumen traf ihn der eine oder der andere seiner ehemaligen Genossen auf einsamen Reitwegen. Sie berichteten sodann im Club, er sei bis zur Unkenntlichkeit verändert. Sein Anblick flöße Furcht ein; er sei blaß und aufgedunsen, mit gerötheten Augen und wüstem Haar, und sein Anzug vollständig vernachlässigt. — Manchmal des Nachts hörte man den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes in den stillen Straßen der fremden Niederlassung. Das war O'Mara, der von einem weiten Spazierritt nach seiner entlegenen Wohnung auf dem Hügel heimkehrte.

„Er hat es wohl darauf angelegt, sich todtschlagen zu lassen"; meinte man im Club. — „Das wäre das Beste, was ihm zustoßen könnte."

Von Mitleid mit seinem Loose war nirgends eine Spur zu entdecken; sein Trotz hatte die Erbitterung seiner Mitbürger nur noch gesteigert. — Beinahe ein volles Jahr war auf diese Weise dahingegangen, als der englische Arzt von Yokohama eines Morgens den Besuch von O'Maras chinesischem Diener empfing. Dieser bat, der Doctor möge seinen Herrn besuchen, er sei sehr krank.

„Was fehlt ihm?"

„Er hat erschreckliche Wuthanfälle. Gestern Abend hat er Alles in seinem Zimmer zerschlagen. Nun liegt er wie todt da, und nur von Zeit zu Zeit erwacht er aus tiefem Schlaf und ächzt und stöhnt zum Erbarmen."

Der Doctor steckte seinen Revolver in den Gürtel und begab sich nach dem Hügel. Er hatte das Recht, den Geächteten zu sehen.

Als er in O'Maras Zimmer trat, saß dieser halbbekleidet in einer Ecke des Zimmers und blickte ihn mit

blutunterlaufenen Augen finster und stumm an. Die langen Haare fielen wirr über die bleiche Stirn, und der Arzt bemerkte, daß er zahlreiche Wunden und Beulen an seinem Körper hatte, die er sich durch wildes Umsichschlagen oder durch wiederholtes Fallen zugezogen haben mochte.

„Was wollen Sie?" brachte der Unglückliche endlich heiser hervor.

„Ich bin der Arzt."

„Ich habe Sie nicht rufen lassen. Fort mit Ihnen ... oder ich stehe für nichts."

„Herr O'Mara ..."

„Fort, sage ich! .. Schnell .. Dies ist mein Haus, hier bin ich Herr! Sie Tapferer von der Armee Aller gegen Einen!"

„Ihr Diener hat mich gerufen ..."

„Ich werde meine Diener lehren ... Kotzkoi! Momban! Comprador!"

Er gebärdete sich wie ein wildes Thier.

Der Doctor sah wohl, daß er hier allein nichts ausrichten könnte, und entfernte sich. Aber er war ein gewissenhafter Mann, und er hielt es für seine Pflicht, den Kranken, der möglicherweise gemeingefährlich werden konnte, nicht ohne Hülfe zu lassen. Er begab sich zum englischen Consul und erstattete diesem Bericht von dem Vorfall, und erbat sich sodann von dem Beamten die Hülfe zweier Constabler, um O'Mara nöthigenfalls zwingen zu können, sich ärztlicher Behandlung zu unterwerfen.

Der Consul gewährte dies Gesuch, und die Drei —

der Doctor und zwei Constabler — begaben sich am Abend, etwa um die neunte Stunde nach O'Maras Hause.

Es war im Monat October, und die Nacht war schon eingebrochen; aber der Mond, der voll und glänzend am klaren Himmel stand, verbreitete Helle, die auf einen weiten Umkreis Alles deutlich erkennen ließ.

Der Doctor trat zuerst allein in O'Maras Zimmer. Die Constabler hielten sich an der Thür, bereit, auf den ersten Ruf dem Arzt zu Hülfe zu kommen. Sie hatten keine zwei Secunden zu warten; denn sobald O'Mara, dessen geröthetes Gesicht und wildleuchtende Augen zeigten, daß er unter dem Einflusse im Uebermaß genossener geistiger Getränke sei, den Eintretenden erblickt hatte, stürzte er mit lautem Schreien auf ihn zu und packte nach seiner Kehle, um ihn zu erwürgen. — Im selben Augenblicke aber fühlte er sich von hinten von vier kräftigen Armen gepackt; und nun begann ein kurzes Ringen zwischen den Vieren, welches damit endete, daß O'Mara mit übermenschlicher Kraft die Drei von sich stieß und mit einem Satze durch die weit offenstehende Thür, die nach der Veranda führte, das Freie suchte. — Der Doctor und die beiden Constabler, alle Drei entschlossene Männer, sprangen nach, und eine Minute lang verfolgten sie in wildem Lauf den in seinen weißen Nachtgewändern Dahinfliehenden. — Aber plötzlich machten sie Halt. — Der Athem stockte ihnen. — O'Mara hatte den Rand der hohen Klippe erreicht; noch einen Schritt, und er mußte in der Tiefe verschwinden. Die Verfolger wagten keinen Schritt weiter zu thun. O'Mara aber

schien zu fühlen, daß er an der Stelle, wo er sich befand, von seinen Verfolgern nichts mehr zu fürchten habe. Er stand ebenfalls still und blickte ruhig nach allen Seiten um sich: nach dem im Mondschein glitzernden Meere, nach der ungeheuren Masse des Fusiyama, die in der Ferne undeutlich auftauchte, nach den dunklen Wäldern, die sich zu seiner Linken ausbreiteten, und dann nach seinen Verfolgern, die er zornig mit der geballten Faust bedrohte. — Darauf wandte er sich wieder dem Monde zu und machte weite Bewegungen mit den Händen, als begrüße er das Sternbild; und gleich darauf, wie Jemand, der einen Kopfsprung in's Wasser thun will, legte er beide Hände weit ausgestreckt flach über seinem Kopf zusammen und sprang mit einem wilden Satze vom Felsen in den tiefen Abgrund. — Dort am Fuße der Klippe wurden seine zerschmetterten Gliedmaßen bei der nächsten Ebbe gefunden, in einen Sarg gelegt und ohne Sang und Klang begraben.

John Bridges' Braut.

Die Stadt Yokohama in Japan war vor wenigen Jahren noch ein ausgezeichneter „Markt" für heirathslustige Mädchen. In der an Europäerinnen armen fremden Gemeinde genügte es, eine weiße — im Gegensatz zur farbigen — Frau zu sein, um unbeschreiblich begehrenswerth und liebenswürdig zu erscheinen. Ich erinnere mich nur eines Falls, in dem eine Engländerin die tiefgefühlte Schmach zu erdulden hatte, von dem Manne ihrer Wahl — es war gewissermaßen eine blinde Wahl — nicht mit offenen Armen aufgenommen zu werden.

Ein junger Mann Namens Bridges hatte sich nach zehnjährigem Aufenthalt in Japan ein kleines Vermögen erworben. Es war ihm jedoch nicht möglich, dasselbe flüssig zu machen. Sein Kapital war nämlich in einem von ihm selbst geleiteten Geschäfte so fest angelegt, daß an eine schnelle und gleichzeitig einigermaßen gute „Liquidation" nicht zu denken war. Aber Bridges war des Junggesellenlebens müde geworden; er wünschte sehnlichst, sich zu verheirathen, und ein jedes junges Mädchen, das

nach Yokohama kam, konnte sich mit Sicherheit darauf gefaßt machen, innerhalb der nächsten Wochen, nachdem Herr Bridges sich ihr hatte vorstellen lassen, einen Heirathsantrag von ihm zu erhalten. Er hatte jedoch nie Glück damit gehabt. Die jungen Mädchen waren wählerisch, und der unbedeutende kleine Bridges, der weder hübsch noch besonders reich, noch unternehmend war, hatte Dutzende von Körben eingeheimst. Er war darüber sehr unglücklich und pflegte Jedermann, der sich ihm näherte, zum Vertrauten seiner Verzweiflung zu machen. — Eines Tages, als ihn Miß Nelly, die hübsche Nichte der Frau Morrisson, ebenfalls schnippisch abgewiesen hatte, und er einem wohlmeinenden Freunde seine Noth klagte, gab ihm dieser den Rath, auf die Mädchen von Yokohama ganz zu verzichten und in Europa, „wo bei der starken Concurrenz der gewünschte Artikel leicht zu beschaffen sein würde", eine Frau zu suchen. Dies leuchtete Herrn Bridges, der ein kühler, erfahrener Kaufmann war, ein, und mit der nächsten Post schrieb er einem Geschäftsfreunde in London einen Brief des Inhalts: er sei achtundzwanzig Jahre alt, besitze ein blühendes Geschäft, ein gutes, gesichertes Einkommen, ein liebevolles Herz, erfreue sich in jeder Beziehung des besten Rufes und wünsche alles, was er sein nenne, einem jungen anständigen, wohlerzogenen, womöglich hübschen Mädchen zu Füßen zu legen. Der Geschäftsfreund wurde gebeten, eine den Ansprüchen Bridges' entsprechende Persönlichkeit ausfindig zu machen und diese sodann zu veranlassen, sich vertrauensvoll nach Yokohama zu begeben, wo sie von ihrem liebenden Bräutigam an Bord des Schiffes abgeholt werden würde.

Für Ausstattung und Reisekosten wurde in freigebiger Weise ein guter Credit eröffnet.

Als Bridges den Brief seinem Rathgeber vorlas, mochte dieser fürchten, eine zu große Verantwortlichkeit übernommen zu haben. Er streichelte sich Schnurrbart und Kinn und sagte:

„Man kauft keine Katze im Sack, geschweige denn eine Frau. Ich bin kein Ehestandscandidat; aber wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich ein Postscriptum zu dem Brief machen und darin um eine Photographie des Objectes bitten. Ihr Freund in London hat vielleicht einen andern Geschmack als Sie und schickt Ihnen möglicherweise eine Frau, die er hübsch findet und die Ihnen unliebenswürdig erscheint. Verlangen Sie ein Muster. Es wird zwar nicht möglich sein, die Sendung danach vollständig zu beurtheilen, aber Sie werden sich doch eine annähernd richtige Idee von deren Werth machen können."

Bridges dankte für den Rath und befolgte ihn getreulich. Vier Monate darauf erhielt er die sehnlichst erwartete Antwort seines Londoner Correspondenten. Dieser berichtete, daß er eine Anzeige in der „Times" veröffentlicht habe, und daß ihm infolge derselben zahlreiche Anerbieten und Photographien zugegangen seien. Er habe darunter eine sorgfältige Auswahl getroffen und übersende in der Einlage drei Briefe und drei Photographien mit dem Wunsche, daß Herr Bridges darunter etwas Passendes finden möge.

Die erste Photographie stellte eine Dame im Profil dar: scharfgezeichnete, edle und gleichzeitig milde Züge,

große schöne Augen, üppiges Haar, einfache Toilette, die eine majestätische Figur zur Geltung brachte. Der Brief, der zur Erläuterung des Bildes beigefügt war, bekundete in fester Schrift und kurzen Worten: die Einsenderin, die sich unter „A. B. 28" Antwort in der „Times" erbitte, sei 26 Jahre alt, von unbescholtenem Rufe, Tochter eines achtbaren Beamten, gehöre der anglikanischen Kirche an und habe ihr Lehrerinnenexamen gemacht. „Haar: hellbraun, Augen: braun, Zähne: gut, Gesichtsfarbe: gesund, Nase, Mund und Kinn wie die Photographie deutlich zeigt."

Bridges war entzückt. „A. B. 28 oder Keine!" — Er würdigte die beiden andern Anerbieten kaum eines Blickes und schrieb mit umgehender Post seinem Londoner Freunde, derselbe möge die Absendung der geliebten Braut nach Möglichkeit beschleunigen.

Zur richtigen Zeit kam das Dampfboot in Yokohama an, auf dem sich die von Bridges sehnlichst erwartete „A. B. 28." befand. Eine Freundin des glücklichen Bräutigams, Frau Dexter, begab sich mit ihm an Bord des Schiffes, um die Braut zu empfangen und derselben bis zur nahe bevorstehenden Hochzeit ein Asyl in ihrem gastfreundlichen Hause anzubieten. — Als die Beiden, Bridges und Frau Dexter, auf dem Verdeck angekommen waren, erblickten sie dort nur männliche Passagiere. Bridges wandte sich an den Kapitän, den er persönlich kannte, und fragte unruhig, ob denn nicht auch eine junge Dame mitgekommen sei.

„Jawohl", antwortete Kapitän Lennox, verschmitzt lächelnd. „Sie hat sich auch viel nach Ihnen erkundigt. Sie saß bei Tisch neben mir. Sie wird sogleich hier sein.

Eine große Schönheit, eine imposante Erscheinung, Herr Bridges! — Da kommt sie die Treppe herauf."

Bridges wandte sich der Treppe zu. — Er erblickte einen Frauenkopf, der langsam auf einem unendlich langen Körper höher und höher emporwuchs. Er erkannte das feingeschnittene Profil, das hellbraune Haar, die nußbraunen Augen; aber ihm schwindelte, als er die Besitzerin all' dieser Reize, eine sechs Fuß hohe Riesin, der er nicht ganz bis zur Schulter reichte, gelassenen, weiten Schrittes auf sich zukommen sah.

„Mein Name ist Miß Brown", sagte eine Baßstimme. „Ich vermuthe, daß ich das Vergnügen habe, Herrn John Bridges vor mir zu sehen."

Der arme John konnte nur stumm mit dem Kopfe nicken.

„Ich bitte um Ihren Arm", fuhr die Riesin fort: — „Wollen sie mich der Dame vorstellen?" setzte sie hinzu, einen Blick auf Frau Dexter werfend, die als eine tapfere, gute Frau ihrem armen Freunde John in der Stunde der Gefahr nicht von der Seite gewichen war.

Bridges murmelte Worte der Vorstellung, hob den Arm bis zur Höhe seines Ohres, sodaß Miß Brown, ohne sich zu tief zu bücken, ihre gewaltige Hand hineinlegen konnte; und, vollständig geknickt, geleitete er seine Braut in das Boot, aus dem er vor wenigen Minuten so hoffnungsreich ausgestiegen war.

Mrs. Dexters gute Seele füllte sich mit Mitleiden für den armen John. Um dessen Verlegenheit einigermaßen zu verdecken, eröffnete sie eine Unterhaltung mit der Riesin. Diese zeigte sich nicht abgeneigt, darauf einzugehen, sodaß Bridges das Ufer erreichen konnte, ohne

seiner Verzweiflung Ausdruck gegeben zu haben. Aber mit Schrecken erblickte er am Landungsplatze ein Dutzend von Bekannten, darunter den Herausgeber des „Yokohama Punch", Charles Wirgman, mit den lachenden, aufmerksamen Augen, dessen Hand jetzt suchend auf die Rocktasche klopfte, in der er sein bekanntes und gefürchtetes Skizzenbuch zu bergen pflegte. — John Bridges wünschte, er wäre nie geboren, er wäre todt. — Er stellte sich aufrecht auf die Bank des Bootes, und als dieses gegen einen der Pfeiler der Landungsbrücke anstieß, verlor er in geschickter Weise das Gleichgewicht und fiel in's Wasser. Die beiden Frauen stießen einen Angstschrei aus. Aber John hatte sehr wohl gewußt, weshalb er so unvorsichtig gewesen war. Er war ein vortrefflicher Schwimmer und erreichte mit Leichtigkeit das Ufer. Er entschuldigte sich flüchtig bei seiner Braut und bei Frau Dexter und eilte dann in schnellem Laufe seiner Wohnung zu, um dort die Kleider zu wechseln. Er schwur später, daß er lieber ertrunken wäre, als mit „A. B. 28" am Arm, unter Wirgmans Augen, in das „Settlement" einzuziehen.

Als Bridges sich außer unmittelbarer Gefahr befand, that er, was mancher tapfere Mann in seiner Lage gethan haben würde: er sann auf schmähliche Flucht. — Alles war besser, als an der Seite jener unglaublichen Frau, die man ihm aus London zugesandt hatte, durch's Leben zu wandeln. Er ließ ein Pferd satteln und vertraute dem zuverlässigsten seiner Diener an, daß er auf einige Tage nach Mïen-Haschi, einem japanischen Badeorte im Hakkoni-Gebirge, gehen wolle und sich dort verborgen zu halten wünschte; sodann schrieb er einen langen Brief an Frau

Dexter und flehte diese an, ihn zu retten. Er erkärte sich zu jedem Opfer bereit, um sich von dem unglücklichen Geschäfte frei zu machen, in das sein „elender" Agent in London, dem er Haß und Rache schwor, ihn verwickelt hatte. Er überließ „A. B. 28" die Aussteuer, die sie in London mit seinem Gelde gekauft hatte, und war selbstverständlich damit einverstanden, keinen Heller davon zurückzufordern, was sie zur Reise nach Yokohama verausgabt hatte. Sie sollte die Rückreise nach Europa auf seine Kosten über Amerika oder via Suez, ganz nach ihrem Belieben, antreten, und er war bereit, ihr eine, für seine bescheidenen Verhältnisse höchst anständige Summe anzuweisen, als Vergütung für die ihr verursachten Mühen und als Entschädigung für die Vereitelung ihrer Heirathspläne. — Aber heirathen wollte er sie unter keiner Bedingung. Im Nothfall würde er es auf eine Klage wegen Bruchs eines Heirathsversprechens ankommen lassen; und er hoffte in diesem Fall, den Richter davon überzeugen zu können, daß er, John Bridges, der betrogene Theil sei, und daß die von seinem Londoner Agenten gemachte Sendung nicht bona fide als dem „eingesandten Muster entsprechend" bezeichnet werden könnte.

Frau Dexter hatte keine großen diplomatischen Künste aufzuwenden, um die Wünsche ihres Freundes zu erfüllen. „A. B. 28" zeigte sich für die ihr gemachten Vorschläge zugänglich.

„Er ist in der That etwas klein," sagte sie, „und ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, ihn lieb zu gewinnen. Er hat unvorsichtig gehandelt; aber ich sehe, daß er bereit ist, seinen Fehler wie ein Gentleman wieder gut zu machen."

Sie nahm alles an: die Ausstattung, den Wechsel auf die Oriental-Bank und schließlich auch die Reisevergütung, die ihr Frau Dexter in Bridges' Namen auszahlte; sie verweilte acht Tage in Yokohama, sah während dieser Zeit so viel wie möglich von Japan, kaufte einige kleine Kunstgegenstände „zur Erinnerung an die schöne Reise" und verabschiedete sich endlich in herzlichster Weise von Frau Dexter, die sich mit aufrichtigen Thränen in den Augen von ihr trennte und ihr, als sie gegangen war, das Zeugniß ausstellte, „A. B. 28" sei ein gutes, vernünftiges, bescheidenes, junges Mädchen, und John Bridges habe sich ihr gegenüber eigentlich recht schlecht benommen; aber so seien die Männer!

John Bridges kehrte nach zehntägiger Abwesenheit von Müen-Haschi nach Yokohama zurück. Er ertrug den Verlust der Braut und des Geldes, den er erlitten hatte, mit großer Ruhe. Er schwor Frau Dexter ewige Dankbarkeit, und diese verzieh ihm, ungetreu gewesen zu sein.

Bridges ist unverheirathet geblieben. Fräulein Brown aber machte auf der Reise von Yokohama nach Hongkong die Bekanntschaft eines unternehmenden „Storekeepers" (Besitzer eines offenen Ladens), dem es bei der Frau seiner Wahl auf ein paar Fuß mehr oder weniger augenscheinlich nicht ankam, der sich an Bord des Schiffes mit „A. B. 28" verlobte, sie unmittelbar nach seiner Ankunft in Hongkong heirathete, und der, als ich das letzte Mal in dieser Stadt war und aus Neugier seinen Laden besuchte, in ruhiger, glücklicher Ehe mit der von John Bridges verschmähten großen Schönheit lebte.

Verlorenes Mühen.

I.

Es ist lange her seitdem ich Europa zum ersten Male verlassen habe. Ich war damals neunzehn Jahre alt. Ich besaß kein Vermögen, meine Gedanken zogen mich nach fremden Ländern, und ein älterer Vetter, der vor mir nach China ausgewandert war und mit dem ich in Briefwechsel stand, rieth mir an, zu ihm zu kommen. Er machte sich anheischig mir Beschäftigung zu finden und erbot sich, mir das nöthige Reisegeld vorzuschießen.

Mein Vater war vor langen Jahren gestorben; meine Mutter lebte bei meiner verheiratheten Schwester. Wir wohnten in einer großen Handelsstadt. Man war dort daran gewöhnt, von fernen Ländern zu sprechen; weite Reisen erschienen weder ungewöhnlich noch erschrecklich. Meine Mutter, obgleich sie sich schweren Herzens von mir trennte, widersetzte sich meinem Fortgehen nicht. — Ich empfing die Nachricht ihres Todes wenige Wochen nach meiner Ankunft in China, und ich verlor mit ihr das einzige Wesen, dessen Liebe mich noch an Europa gefesselt hatte. Meine Schwester, fünfzehn Jahre älter als ich, hatte sich verheirathet, als ich noch ein Kind war. Sie

kümmerte sich nur um ihre eigene Familie und war mir fast ganz fremd geworden.

Mein Vetter, der sich in Canton niedergelassen hatte, empfing mich mit offenen Armen und verschaffte mir in kurzer Zeit eine gute Stelle. Der chinesische Handel war damals ein außerordentlich ergiebiger. Die Chinesen sowohl wie die Fremden, die sich damit befaßten, verdienten ohne Mühe große Summen. — Geld hatte deshalb auch einen verhältnißmäßig geringen Werth und wurde selbst von den jüngern und unbemittelten Mitgliedern der fremden Kolonie mit großer Leichtigkeit ausgegeben.

Ich hatte in Europa ein einfaches Leben geführt, und kostspielige Bedürfnisse irgend einer Art waren mir fremd. Aber ich ließ mich nun leicht verleiten, dem allgemeinen Beispiel zu folgen und nahm in kurzer Zeit die verschwenderischen Gewohnheiten an, die um mich her herrschten. Es hatte dies weiter keine nachtheiligen Folgen für mich, denn ich verdiente reichlich so viel wie ich ausgab; nur fand ich, nachdem ich fünf Jahre lang gearbeitet hatte, daß meine Lage ziemlich dieselbe wie am Tage meiner Ankunft geblieben war. Ich hatte keine Schulden gemacht, aber auch nichts bei Seite gelegt. — In der Hoffnung, dies ändern zu können, beschloß ich, dem Beispiele meines Vetters zu folgen und ein eigenes Haus zu gründen. Ich fand ohne vieles Suchen die Mittel und den nöthigen Credit, um dieses Vorhaben auszuführen.

Nach Verlauf einiger Jahre hatte ich nahe an dreißig Tausend Dollars bei Seite gelegt, als das Fremden-Viertel in Canton niederbrannte. Mein Haus und mein

Waarenlager wurden zerstört und ich mußte nach Hongkong flüchten. Der Verlust, den ich erlitt, war bedeutend, aber ich tröstete mich leicht darüber. Ich fühlte mich stark genug, das Verlorne wieder zu gewinnen; und meine Freunde, die reicher waren, oder weniger gelitten hatten als ich, zeigten sich bereit, mich in jeder Weise zu unterstützen. Vorläufig wollte ich aber von ihrer Gefälligkeit keinen Gebrauch machen. Ich hatte nun Europa seit nahe an zehn Jahren verlassen und fing an, den Einfluß des Klimas zu fühlen, in dem ich während dieser langen Zeit gelebt hatte. — Nach und nach war eine vollständige Umwälzung in meinem Character vorgegangen. Meine gute Laune war verschwunden, meine Geschäfte interessirten mich nicht mehr; die Leute, mit denen ich täglich zusammen kam und die mir immer nur dasselbe zu erzählen hatten, langweilten mich. Ich litt an Kopfschmerzen, an Appetit- und Schlaflosigkeit und hielt es für gerathen, einem Arzt meine Noth zu klagen. Er hatte mir keine besondere Medicin zu verordnen. „Sie müssen von hier fort," sagte er, „Sie müssen auf einige Monate nach Europa. Die Reise wird Sie heilen. Es fehlt Ihnen Nichts als Zerstreuung und frische Luft."

Meine Geschäfte waren durch die Feuersbrunst, die mich des größten Theils meiner Habe beraubt hatte, sehr vereinfacht worden. Ich machte, was mir übrig geblieben war, zu baarem Gelde und reiste mit ungefähr zwei tausend Pfund in der Tasche nach Marseille ab. — Ich hatte keine festen Pläne gemacht; meine Absicht war einfach, mich auf der Reise und während meines Aufenthaltes in Europa möglichst zu zerstreuen. Nach sogenannten Ver-

gnügungen gelüstete mich jedoch nicht. Dieselben erforderten meiner Ansicht nach ermüdende Anstrengungen und gewährten dafür nur geringen Genuß. Ich war noch ein junger Mann; aber Unabhängigkeit und Verkehr mit Fremden hatten mich vor der Zeit besonnen, ernst und alt gemacht. Ich beschloß vorläufig, mich in einem kleinen, stillen Badeorte niederzulassen und dort, inmitten der schönen Natur, der Ruhe zu pflegen. Sollte mir dies wohlthun, so beabsichtigte ich vor meiner Rückkehr nach China die großen Hauptstädte von Europa zu besuchen.

Auf der Reise von Alexandrien nach Marseille verbrachte ich viel Zeit damit, mir meine Ankunft auszumalen. Ich bildete mir ein, daß mich die Freude, die Heimath wiederzusehen, fast überwältigen würde. — Mancherlei Bilder der Heimkehr standen vor meinem Geiste; alte halbvergessene Lieder vom müden Wanderer fielen mir wieder ein. Ich konnte mir rührende Geschichten erzählen, wie ich es seit langen Jahren nicht gethan hatte, und ich hätte damals, vor meiner Ankunft, in poetischer Weise das Wiederbetreten der theuren Erde des Vaterlands schildern können.

Alles dies zerstob wie der Wind, als ich landete. Nur auf einen kurzen Augenblick kam etwas wie Rührung über mich. Ein großer Kahn, mit geputzten Leuten, Männern und Frauen, beladen, fuhr an uns vorüber, als wir uns dem Ankerplatze näherten. Die Fahrgäste schienen frohen Muthes und winkten uns freundlich Willkommen zu. Ein hübsches, schlankes Mädchen stand in der Spitze des Kahnes und zankte sich lachend mit einem jungen Burschen, der sie in der etwas gefährlichen Stellung

nicht dulden wollte. Das laute, helle Lachen des Mädchens drang wie lange nicht gehörte Musik an mein Ohr. Es fiel mir auf einmal schwer auf's Herz, daß meine Jugend dahin sei und daß ich derselben nicht froh geworden; und ich sehnte mich nach Jemand, an dessen Schulter ich mein Haupt hätte lehnen können. — Ich fühlte mich recht allein und verlassen. „Hin ist hin, todt ist todt" sagte ich unwillkürlich.

Wir landeten; wir waren von Steuerbeamten, Packträgern, Kutschern und Kellnern umgeben, die sich um unsere Koffer und um unsere Personen stritten und uns mit lautem, unangenehmem Geschrei ihre Dienste anboten. Ich mußte nach meinem Eigenthume sehen und war nahe daran, mit dem Stock dreinzuschlagen, um es gegen Angriffe verdienstgieriger Leute zu vertheidigen. Es war eine höchst prosaische Heimkehr. Von innigen, schönen Empfindungen irgend einer Art konnte dabei nicht die Rede sein.

Ich blieb nur wenige Stunden in dem schreienden, gestikulirenden Marseille, das mir in hohem Grade mißfiel und reiste noch am selben Tage nach meiner Vaterstadt ab, wo ich am nächsten Morgen anlangte und von meiner Schwester, der ich meine Ankunft angezeigt hatte, an der Eisenbahn empfangen wurde.

Ich hatte sie seit zehn Jahren nicht gesehn; sie war sehr verändert und gealtert, aber ich erkannte sie auf der Stelle. Sie sah meiner Mutter ähnlich, und das Herz schlug mir gewaltig und die Augen wurden mir feucht, als sie mich fest an sich schloß und mich mit zitternder Stimme ihren „lieben, einzigen Bruder" nannte. Hätte

sie es damals gewollt, so wären wir gute Freunde geworden, denn ich fühlte mich sehr zu ihr hingezogen. Aber ihr Herz, das sich mir einen Augenblick geöffnet hatte, verschloß sich bald wieder. Sie erkundigte sich mit Theilnahme nach meinem Befinden und nach meiner pecuniären Lage; sie erzählte mir von den Sorgen ihres Hausstandes. Unsere Unterhaltung wurde bald darauf ein Gespräch über allgemeine Verhältnisse in China und in Europa, und ich trennte mich in wenigen Tagen wieder von ihr, ohne daß mir der Abschied schwer wurde. Wir hatten uns gegenseitig nie etwas vorzuwerfen oder zu danken gehabt. Sie ging seit langen Jahren ihren eigenen Weg, der von dem meinen geschieden war; und ich zog allein meiner Straße weiter. —

Ein tüchtiger Doctor, den ich auf Anrathen meiner Schwester befragt hatte, bestätigte, was mir mein Arzt in Canton gesagt. Er nannte mir verschiedene Badeorte, die meinem Gesundheitszustand wohlthätig sein würden, und ich entschloß mich, auf seinen Rath hin, nach Tharen zu gehen. Der Doctor theilte mir mit, ich würde dort frische Luft, ein schönes Bergland und angenehme, ruhige Gesellschaft finden. Es war dies Alles was ich suchte; und ich reiste ab.

Zwei Stunden vor Tharen traf ich mit einem Herrn zusammen, mit dem ich zufälligerweise in ein Gespräch verwickelt wurde und der sich im Laufe der Unterhaltung als ein in dem benachbarten Badeorte ansässiger Arzt zu erkennen gab. Mir gefiel der Mann; und da ich nur Ruhe und allgemeine Pflege suchte, beschloß ich ohne Weiteres, mich seinen Händen anzuvertrauen. Wir wurden

bald ganz gute Freunde; und da auf seinem Recept stand, daß ich mich amüsiren sollte, und er so ziemlich Jedermann in Thaten kannte, so mußte ich es mir gefallen lassen, daß er mich bald nach meiner Ankunft vielen Badegästen vorstellte. Ich wurde durch diese nach und nach in ein lebhaftes Vergnügungsleben hineingezogen, von dem ich vorher gar keine Ahnung gehabt hatte.

Meine Vermögensumstände waren damals, wie ich bereits gesagt habe, nicht glänzend; aber da ich entschlossen war, nach China zurückzukehren, und sicher, daß es mir, bei den von mir gesammelten Erfahrungen, auch unter ungünstigen Verhältnissen, an gut bezahlter Beschäftigung nicht fehlen würde, so konnte ich mit dem Gelde, das ich mitgebracht hatte, nach Gutdünken wirthschaften. Dies that ich, indem ich mir ohne jedes Kargen ein bequemes Leben nach meinem Geschmack und nach überseeischen Gewohnheiten einrichtete. Ich fühlte mich dazu um so mehr berechtigt, als ich meinen Aufenthalt in Europa wie einen durch zehnjähriges Arbeiten wohlverdienten Feiertag betrachtete. Ich kann mir jetzt aber vorstellen, daß ich durch mein Auftreten den Eindruck eines reichen Mannes machen mußte. — Ich sprach wenig von meinen Verhältnissen, weil es nicht in meinem Character liegt, fremden Leuten Interesse daran zuzumuthen; ich machte keinen Aufsehen erregenden Aufwand, da mir alles Lärmen zuwider ist; aber ich miethete mir eine hübsche Wohnung, hielt mir ein gutes Pferd und gab mein Geld mit dem Vergnügen und der für den Werth desselben anscheinenden Gleichgültigkeit aus, mit der der Arbeiter am Sonntag mit seinen sauer erworbenen Sparpfennigen freigebig wirth-

schaftet. Daß mir dies in dem kleinen Badeorte den Zunamen „der Nabob" verschaffte, kam mir erst später zu Ohren.

II.

Unter meinen neuen Bekanntschaften interessirte ich mich bald ganz besonders für die Familie Normann, die aus der Mutter und zwei Töchtern bestand. Die älteste Tochter, Johanna, mochte zwanzig Jahre alt sein und erschien mir außerordentlich schön. Frau von Normann war die Wittwe eines hohen Beamten, der ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, und gehörte der besten Gesellschaft an. Sie empfing mich mit großer Liebenswürdigkeit, lud mich ein, sie zu besuchen und erlaubte mir, nach einer kurzen Probezeit, mich wie einen Freund des Hauses zu betrachten.

Die Sitten und Gebräuche des ländlichen Badeortes gestatteten mir, Frau von Normann häufig zu besuchen. Außerdem traf ich sie und ihre Töchter auf der Promenade, an der Quelle, bei der Musik. Johanna gefiel mir sehr, und mit Niemand sprach ich so gern wie mit ihr über meinen Aufenthalt in China. Sie schien ein lebhaftes Interesse an meinen Reisen und an meinem Aufenthalt in fremden Ländern zu nehmen. Sie richtete Fragen an mich, die ich gern und gut beantworten konnte, und hörte aufmerksam zu, wenn ich sprach. Ich fühlte mich, wenn ich mich mit ihr unterhielt, eine bessere und wichtigere Persönlichkeit, als in Gesellschaft anderer Leute. Sie machte auch von Zeit zu Zeit Bemerkungen, die in einer mir angenehmen Weise zeigten, daß sie eine gute Meinung von

mir habe, und durch die sie mich in meinen eigenen Augen erhöhte. — Eines Tages, als ein vielgelesenes Buch in meiner Gegenwart besprochen wurde, wandte sie sich zu mir und fragte mich, was ich von dem Buche denke. Ich mußte mit einiger Verlegenheit gestehen, daß ich es nicht kannte, daß ich überhaupt nur wenig gelesen hatte. — „Ich habe Europa jung verlassen," sagte ich, „und habe seitdem immer viel arbeiten müssen, so daß mir nur wenig Zeit zum Lesen geblieben ist."

„Arbeiten ist besser als Lesen," erwiderte sie. „Arbeit bildet den Charakter, Lesen nur den Geist. Wir haben in Europa zu viel geistreiche Leute und zu wenig Männer von Charakter."

Aehnliche kleine Sätze im Munde des jungen Mädchens gefielen mir sehr, obgleich ich mir einbilde, daß ich deren Werth nicht überschätzte. Ich war daran gewöhnt' nachzudenken, aber ich hatte nur selten Gelegenheit gehabt, mich über allgemeine Gegenstände zu unterhalten, und es wurde mir häufig schwer, den richtigen und klarsten Ausdruck für meine Gedanken zu finden. Fräulein von Norman hingegen, von einer klugen Mutter erzogen und an den Umgang mit wohlunterrichteten und geistreichen Leuten gewöhnt, drückte sich mit großer Leichtigkeit aus und gab selbst alltäglichen Gedanken eine Form, die für mich den Reiz der Neuheit hatte und mich angenehm überraschte. Sie unterschied sich dadurch vollständig von meinen Freunden in China, die gewöhnlich viel zu thun und wenig zu sagen hatten, und in deren Munde eine hübsch abgerundete Phrase etwas ganz Außergewöhnliches war.

Wir haben im Osten eine Anzahl von Redensarten, die hier zu geflügelten Worten geworden sind und deren wir uns täglich bedienen, während sie in Europa unbekannt sind und deshalb dort original erscheinen. Ich hatte in meinem kleinen Vokabulär einige dieser Worte und wandte sie an, wenn sich gerade die Gelegenheit dazu bot. Sie kennen wie ich die Redensart „das Leben ist zu kurz", die man hier häufig hört. Wir sagen: das Leben ist zu kurz, um langweilige Besuche zu machen, zu kurz, um schlechte Cigarren zu rauchen, zu kurz, um Dieses oder Jenes zu thun, was uns nicht gefällt. — Fräulein von Norman hatte sich diese Phrase zu eigen gemacht, und wandte sie häufig im Scherz an, wenn sie mich antraf.

„Wäre das Leben vielleicht zu kurz," fragte sie mich, „um Ihnen zu gestatten, mit mir spazieren zu gehen?" — Ach nein! Mein Leben war nicht zu kurz dazu. Ich fühlte schon damals, daß ich immer Zeit finden würde, Alles zu thun, was sie von mir verlangen möchte, und daß mein Leben mir nicht zu kurz erscheinen würde, um ihr davon zu geben, was sie davon nehmen wollte.

Eines Abends, als wir allein auf dem Balcon saßen, — die Mutter und die jüngere Schwester waren im Zimmer, — erwähnte ich im Laufe des Gesprächs, daß ich gegen Ende des Jahres nach China zurückzukehren beabsichtige.

„Was?" rief sie, „Sie wollen Europa wieder verlassen?"

Ich sah sie verwundert an. Sie war aufgestanden und sichtlich erregt.

„Habe ich Ihnen vorher nie davon gesprochen?"

fragte ich. — „Ich bin hier nur auf einer Ferienreise", setzte ich hinzu, „und im nächsten Jahre muß ich wieder zu arbeiten anfangen."

„Davon haben Sie noch nie gesprochen", sagte sie. „Ich vermuthete, Sie würden nun unter uns leben. — Wie lange werden Sie in China bleiben?"

Sie fragte dies mit einer Stimme, deren Bewegung sie nicht verbergen konnte, und sie blickte mich an, wie ich vorher nie angesehen worden war. Mir ward eigenthümlich zu Muthe; der Athem stockte mir und ich konnte nicht sprechen; aber ich konnte auch meinen Blick von den schönen braunen Augen nicht abwenden, die traurig und klagend auf mir ruhten.

„Johanna," flüsterte ich endlich. Sie erhob sich schnell und ging in das Zimmer.

Während der folgenden Tage vermied sie mit mir allein zu sein; aber ihrem Blicke begegnete ich oft, ihrem Blicke, der schüchtern bat und traurig klagte, und mich alles Andere als sie vergessen ließ.

Die Badesaison nahte ihrem Ende; eines Tages kündigte mir Frau von Norman an, daß sie nun, an einem bestimmten Tage, nach Paris, ihrem bleibenden Wohnsitze, zurückkehren werde.

„Wir sehen Sie jedenfalls dort," sagte sie; „Sie sind uns ein werther Freund geworden, und ich beabsichtige durchaus nicht, nachdem Sie uns hier so treu gedient haben, Ihnen Ihre ganze Freiheit zu lassen. Sie müssen sich verpflichten, auch in Paris ein regelmäßiger Gast unseres Hauses zu werden."

Ich brachte mit Mühe einige Worte des Dankes her-

vor; ich wollte etwas über meine eigenen Pläne und über meine Abreise nach China hinzufügen, aber es kam mir auf einmal vor, als ob ich dadurch ein Geheimniß, auf das ich sie früher hätte vorbereiten sollen, offenbaren würde; und ich schwieg verlegen und befangen. Sie sah mich aufmerksam und etwas befremdet, aber immer noch sehr freundlich an, als erwarte sie mehr von mir zu hören; als ich noch immer schwieg, fuhr sie unbefangen fort: „Nun, jedenfalls sind Sie noch während vier Tage unser Sclave; und wenn Sie uns zur Eisenbahn bringen, werden wir über die Länge des Ihnen zu ertheilenden Urlaubes berathen."

Johanna, die bald darauf in's Zimmer trat, sah bleich und angegriffen aus. Wenn ich ihr dort in Gegenwart der Mutter gesagt hätte: „Komm und sei mein Weib," so hätte sie „Ja" geantwortet.

Weshalb that ich es nicht? Ich bin mir selbst darüber nicht recht klar. Ich schwieg wohl aus Liebe, aus Schüchternheit und auch aus Ehrlichkeit. Es war mir jetzt klar geworden, daß ich, ohne es zu wollen, den Leuten eine falsche Idee von meinen Vermögensverhältnissen gegeben hatte; ich wußte auch, daß Johanna in China, als meine Frau, ein ganz anderes, viel traurigeres Leben führen würde als das, woran sie stets gewöhnt worden war. Ich fürchtete mich vor möglichen, ungerechten, aber dennoch begründeten Vorwürfen. Ich bedauerte, wie nie zuvor, nicht ein reicher Mann zu sein — und schwieg.

Der letzte Abend unseres Zusammenseins in Tharen kam. Als ich in das Zimmer trat, wo ich die einzig

glücklichen Tage meines Lebens verbracht hatte, trat mir Johanna allein entgegen.

Ihre Mutter und Schwester waren ausgegangen, um Abschiedsvisiten zu machen; sie war zu Hause geblieben, um etwaige Besuche zu empfangen.

Ich bemerkte sofort, daß die vielen hübschen Kleinigkeiten, die das Zimmer seither geschmückt hatten, verschwunden waren. Der Tisch, der immer mit Büchern, Zeitschriften und Photographien bedeckt gewesen war, stand leer und kahl. Die geschmacklose, bunte Decke, die darüber lag, fiel mir unangenehm auf. Das ganze Zimmer, in dem es sonst so heimisch gewesen war, sah öde und kalt aus. Ich fühlte mich darin beklommen. Auch Johanna, in einem dunkeln Reisekleide, das ich vorher noch nicht gesehen hatte, kam mir feierlich und fremd vor.

„Kommen Sie auf den Balcon;“ sagte ich, „hier sieht es gar zu traurig aus.“ Sie schritt, ohne ein Wort zu sagen, langsam voran und ich folgte ihr.

Es war eine laue Sommernacht. Die Straße zu unsern Füßen war leer. Aus der Ferne tönte der klagende Schrei eines Nachtvogels; ich hörte das dumpfe Brausen des Windes in den alten Bäumen des Parks und ich hörte deutlich das Schlagen meines Herzens. Ich fühlte daß sich mein Leben entscheiden würde; tausend wirre Gedanken zogen durch mein Gehirn. Ich vergaß die Zukunft und die Vergangenheit, um nur in der Gegenwart zu leben, in der Nähe des Mädchens, das ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebte, und die mich alles Andere vergessen machte.

Wir standen lange stumm nebeneinander; aber da

wandte sie sich halb zu mir, und bei dem matten Schein, der aus dem Zimmer drang, sah ich ihr bleiches Gesicht naß mit Thränen. Ich faßte ihre kalte, kleine Hand. Ich wußte auf einmal, daß sie mich liebte, und weiter kümmerte mich Nichts mehr. — „Johanna," sagte ich leise, „weshalb weinst Du?" — Sie barg ihren Kopf an meiner Schulter und weinte noch heftiger: „Was soll aus mir werden, wenn ich Dich nicht mehr sehe; — Heinrich, Heinrich, verlaß mich nicht!" —

Das Herz war mir zum Zerspringen voll; ich weiß nicht mehr, was ich sagte; ich kann nicht beschreiben, was ich empfand. Aber Johanna beruhigte sich endlich; sie hielt meine rechte Hand zwischen ihren beiden Händen und schmiegte sich zutraulich an mich; ihre Augen leuchteten in Liebe, Hingebung, Vertrauen und Freude. O, der Blick eines liebenden Mädchens! Wer kann ihn beschreiben, und wer, auf dem er einmal geruht, kann ihn je vergessen! — „Sprich," sagte sie, „sprich!"

Ich war wieder Meister meiner selbst geworden, und in wenigen Worten setzte ich ihr meine Lage auseinander. Ich sagte ihr, daß mir meine Vermögensverhältnisse nicht gestatteten, mich jetzt bereits in Europa niederzulassen, daß ich, um dies thun zu können, noch einige Jahre nach China zurückkehren müßte; ich würde ihr ein zu großes Opfer auferlegen, wenn ich heute von ihr verlangte, mich als meine Frau dorthin zu begleiten; aber daß ich nun, mit einem schönen Ziel vor Augen, mit neuer Kraft und Lust arbeiten werde und von einem baldigen und vollständigen Erfolge überzeugt sei.

Sie hörte mir lächelnd, anscheinend aufmerksam, zu;

ich glaube jedoch, sie verstand mich kaum. Sie unterbrach mich mehrere Male: „Wie gut Du bist, mir dies Alles zu sagen; ich habe ja gar kein Recht, es zu wissen; ich will nur hören, daß Du mich liebst. — Ich bin recht elend gewesen seit dem Abend als Du mir sagtest, daß Du uns verlassen würdest. Jetzt bin ich glücklich!"

Aber mir war das Herz leicht, denn ich hatte ihr nun die ganze Wahrheit gesagt; und freudig und stolz drückte ich sie an meine Brust. — „Der Mutter schreibe ich morgen", sagte ich. „Heute wäre es mir unmöglich, ruhig mit ihr zu sprechen."

„Du weißt Alles am besten," antwortete sie; „thu', was Du willst."

Ich eilte nach Hause. Ich war wie im Fieber, und in dieser aufgeregten Stimmung setzte ich mich nieder und verfaßte einen langen Brief an Frau von Norman. Dann schrieb ich ihn sorgfältig ab, damit er ohne Mühe gelesen und verstanden werden möge. Ich war mir keiner schlechten Absichten bewußt, und wollte klar und deutlich sagen, was ich zu sagen hatte. Ich habe den Brief, in der zuerst gemachten Aufsetzung, oft durchgelesen. Es war der Brief eines ehrlichen, liebenden Mannes, und ich kann nicht bereuen, ihn geschrieben zu haben.

Der junge Tag dämmerte schon durch die Scheiben, als ich die Feder endlich bei Seite legte. Aber an Schlaf war nicht zu denken. Ich ging im Zimmer auf und ab und wiederholte im Geiste, was ich Johanna gesagt und was sie mir geantwortet hatte. Dann zog ich mich um und ging nach der Eisenbahn, um von meinen Freunden Abschied zu nehmen.

Ich hatte dort lange zu warten, denn ich war viel zu früh gekommen. Der Wartesaal füllte sich langsam; zur rechten Zeit erschien der Diener von Frau von Norman mit dem Gepäck, und bald darauf erkannte ich am äußersten Ende der Straße die schlanke Gestalt der Geliebten. Das Blut stockte mir einen Augenblick, und ich fühlte, daß ich bleich wurde. Ich hatte damals ein warmes Herz. Ruhige ältere Leute werden meine Schwäche kaum verstehen.

Frau von Norman begrüßte mich mit gewöhnlicher Freundlichkeit, doch schien es mir, als wäre sie etwas befangen. Ich wollte Johanna fragen, ob sie mit ihrer Mutter gesprochen habe, aber ich fand keine Gelegenheit dazu. Zahlreiche Freunde und Bekannte hatten sich eingefunden, um von der Familie Norman Abschied zu nehmen, und Johanna war unausgesetzt in Anspruch genommen. Sie schien frohen Muthes, und sie lachte und sprach lauter als gewöhnlich. Ihrem Blicke begegnete ich häufig, und was ich darin las, beruhigte mich. Als ich ihr die Hand zum Abschied drückte, sagte sie mir schnell und leise: „Alles ist gut.“ — Und doch war mein Herz beklommen, ich wußte nicht warum.

Mit Frau von Norman konnte ich ebenfalls nur wenige Worte wechseln. „Wir hoffen bald von Ihnen zu hören und Sie bald wiederzusehen,“ sagte sie. — Nach wenigen Minuten war Alles um mich her still geworden und ich stand allein auf dem Bahnhofe. Ich ging langsam nach der Post, um den Brief an Frau von Norman zu besorgen. Als ich ihn in den Briefkasten gleiten sah, sagte ich leise: „Gott gebe mir einen günstigen Bescheid.“

Die Antwort, die ich mir nach Thaten erbeten hatte, ließ einen Tag auf sich warten. Als ich sie endlich in meinen zitternden Händen hielt, klopfte mir das Herz gewaltig. Ich riß das Couvert auf, und las die Ueberschrift: „Lieber, werther Freund", dann die Unterschrift: „Ihre aufrichtige Freundin." In einigen Secunden hatte ich den Inhalt des vier Seiten langen Briefes erfaßt, ohne eigentlich eine Zeile gelesen zu haben. — Ich wußte, daß mein Gesuch abgeschlagen war. — Ich ging einige Male im Zimmer rasch auf und ab; ich versuchte es, mir eine Cigarre anzustecken, gleichsam als wolle ich mir damit den Beweis geben, daß nichts Ungewöhnliches vorgefallen, daß ich ganz ruhig sei. Aber ich war nicht ruhig. Der Spiegel, vor dem ich mit dem brennenden Schwefelholze stand und in den ich unwillkürlich blickte, zeigte mir ein erhitztes, aufgeregtes Gesicht, das mich wie das eines Fremden anstarrte.

Ich setzte mich endlich, und las den Brief von Anfang bis zu Ende durch. Es war der Brief einer guten, vorsichtigen Mutter. Frau von Norman ließ mir mehr als Gerechtigkeit widerfahren; sie schrieb, daß mein Antrag ihre Tochter ehre, und daß sie, die Mutter, stolz darauf sei und mir danke; „aber", fuhr sie fort, „die Pflichten, die mir obliegen, verbieten mir, Ihren Antrag anzunehmen oder auch nur zu ermuntern. Sie sind zehn Jahre älter als Johanna, und diese befindet sich in einem Alter, in dem eine baldige Verheirathung für sie sowie auch für ihren künftigen Gatten wünschenswerth ist. Es liegt nicht in meiner Absicht, meiner Tochter Zwang aufzuerlegen. Sie wird nur den Mann heirathen, dem sie ihr

ganzes Herz geben kann und dem sie sich gern anvertrauen will. Aber um ihr diese volle Freiheit, die auch Sie für sie beanspruchen, zu sichern, muß ich mich gegen eine vorzeitige Verlobung verwahren. — Sie wollen noch mehrere Monate in Europa bleiben und Sie nehmen an, daß Ihr Aufenthalt in China ein dreijähriger sein werde. Johanna würde demnach, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, beinah vier Jahre als Ihre verlobte Braut auf Sie warten müssen. Dies ist eine lange Frist, während der Ihre Gefühle sowohl, wie auch die meiner Tochter sich gänzlich verändern können. — Sie halten dies heute für unmöglich, und dies Vertrauen ehrt Sie; aber als Mutter, als die Aeltere und Ruhigere, denke ich anders und muß mein geliebtes Kind gegen jede Möglichkeit bewahren, ein gegebenes Wort zu brechen oder zu bereuen. Ich bitte Sie also dringend, Ihre Bewerbung vorläufig fallen zu lassen. Nur wenn Sie mir dies versprechen, kann ich mit Ruhe und Vergnügen einer Fortdauer unseres freundschaftlichen Verkehrs entgegensehen."

Der Brief schloß: „Meine Tochter ist frei und soll bis zu ihrer Verheirathung frei bleiben. Wenn Sie in vier Jahren nach Europa zurückkehren, wenn die Verhältnisse meiner Tochter sich bis dahin nicht geändert haben, und wenn Ihre eigenen Gefühle dann noch dieselben sind, so will ich Ihren Antrag mit Freuden und voll Vertrauen befürworten und Sie, wenn Ihre Bewerbung von meiner Tochter angenommen wird, als einen lieben Sohn willkommen heißen. Heute sage ich Ihnen, werther Freund, traurigen Herzens Lebewohl. Meine besten Wünsche begleiten Sie. Ihre aufrichtige Freundin Louise von Norman."

Ich blieb noch zwei Wochen in Thären. Alles erschien mir dort wie umgewandelt. Die Saison war vorüber; die Badegäste entfernten sich; die Straßen wurden leer; die Blumen im Kurgarten waren verwelkt; und in den Parkanlagen, in denen ich fröhliche, laute Gesellschaft anzutreffen pflegte, war es einsam und still. Ich ging wieder durch die großen, schönen Alleen, die ich so oft mit Johanna durchschritten hatte. Damals schien die Sonne und die Vögel sangen. Und ich wußte nun erst, wie glücklich ich gewesen war! Jetzt schüttelte der Herbstwind die dürren Blätter von den Bäumen, die Vögel waren 'gen Süden gezogen, und ein grauer, niedriger Himmel lag ohne Versprechen schönerer Tage über der traurigen Landschaft. Ich fühlte mich krank und verlassen. — Des Abends zog es mich nach der Straße, wo Johanna gewohnt hatte. Dort stand ich dem dunkeln, todten Hause gegenüber, in dem ich einst Licht und Leben gefunden hatte. Die Fenster waren verschlossen, der Balcon, auf dem ich zwischen Blumen neben ihr gestanden hatte, war leer. Ich blieb dort stundenlang und kann meinen Schmerz nicht beschreiben. Derjenige nur, der verödet und kalt den Ort wiedergesehen hat, an dem ihm erflehtes und nun entrissenes Glück einst gelächelt, kann mich verstehen.

Nach vierzehn Tagen begab ich mich nach Paris, und miethete mich dort in einem kleinen Hause, in der unmittelbaren Nähe der Wohnung von Frau v. Norman, ein. Dort versteckte ich mich wie ein Verbrecher, und den ganzen Tag am Fenster spähend, beobachtete ich das Haus, das mir das Liebste barg.

Ich sah Johanna täglich aus- und eingehen. Sie schien mir in keiner Weise verändert; sie war weder traurig noch heiter. Ich fühlte, als ob mir dadurch ein Unrecht geschehe, und versank in förmliche Schwermuth. Ich folgte ihr häufig, ohne es je zu wagen, mich ihr zu nähern, und in fortwährender Besorgniß, von ihr gesehen zu werden. Diese Spaziergänge waren eine Qual für mich, und wenn ich mich nach denselben wieder in meinem Zimmer befand, schalt ich mich, in meinen Jahren noch ein solcher Narr zu sein. Aber am nächsten Tage folgte ich ihr doch wieder. Ich verlor darüber allen Muth und alle Selbstachtung.

Eines Abends, als ich zwecklos auf den Boulevards umherirrte, traf ich plötzlich mit Stratton, einem alten Freunde aus Canton, zusammen. Er nahm meinen Arm, zog mich in ein Café, richtete viele Fragen über gemeinschaftliche Bekannte aus China an mich und erzählte mir von seinen Geschäften und Vergnügungen. Aber plötzlich hielt er inmitten eines Satzes inne, schob seinen Stuhl etwas zurück und beugte sich vorwärts, um mich genauer zu betrachten.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er. „Sind Sie krank gewesen? Sie sehen schlecht aus.“

„Ich bin etwas angegriffen“, antwortete ich, „ich finde das Leben hier anders, als ich erwartet hatte“ .... Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und stockte.

Stratton wartete einen Augenblick. Dann sagte er: „Wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, was Sie mir nicht anvertrauen wollen, so behalten Sie es in Gottes Namen für sich. Aber wir haben gute und schlechte Tage

zusammen gesehen, und wenn ich ihnen heute in irgend einer Weise nützen kann, so verfügen Sie über mich. Alte Chinesen müssen sich unter einander beistehen!"

Ich nickte ihm dankend zu, aber ich mochte nicht sprechen. Ich fühlte mich sehr schwach und ich glaube meine Augen wurden feucht. „Alter Mann," fuhr Stratton zutraulich fort, „kommen Sie mit herüber nach England. Mein Bruder hat dort einen hübschen Landsitz und hat mich zur Jagd eingeladen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie ein willkommener Gast in seinem Hause sein sollen. Ich kann Ihnen ein Pferd leihen, das mit Ihrem Gewichte fliegen würde. Kommen Sie! Ein scharfer Ritt querfeldein ist ein probates Mittel gegen Melancholie!"

Ich fühlte mich nicht aufgelegt, das Gespräch fortzusetzen. Um es abzubrechen, antwortete ich, daß ich mich frei machen wollte und daß er in wenigen Tagen in England von mir hören würde. Darüber trennten wir uns.

Das Zusammentreffen mit Stratton that mir wohl. Ich verstand endlich, daß es hohe Zeit sei, dem elenden Leben, das ich in Paris führte, ein Ende zu machen. Ich ermannte mich und reiste nach England ab. Dort fand ich vielerlei Beschäftigung, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und meine Gedanken, von Zeit zu Zeit, von Johanna und von meinem Kummer ablenkte. Stratton, mit dem ich häufig zusammen war, schlug mir vor, in sein Haus einzutreten und die Leitung seines Geschäftes in Schanghai zu übernehmen. Ich willigte ein und lud dadurch Verpflichtungen auf mich, deren Erfüllung einen großen Theil meiner Zeit beanspruchte.

Die Arbeit gab mir wieder etwas Frieden. Meine Traurigkeit ließ nach, und Hoffnung kehrte wieder bei mir ein. „Ich habe gar keinen Grund zu verzweifeln," sagte ich mir, „Johanna hat mir ihre Liebe versprochen, und ihre Mutter kann daran glücklicherweise nichts ändern. Vor Gott ist sie meine Braut, und sie wird mir treu bleiben." Und ich dachte an ihre Augen und meinte, sie könnten nicht lügen. Ich schrieb an Frau von Norman. Ich entschuldigte mein langes Schweigen durch die Gemüthserregung, in die mich ihr letzter Brief versetzt hatte; ich unterwarf mich den Bedingungen, unter denen sie eine Fortsetzung meines Verhältnisses zu ihrer Familie gestatten wollte. Dann zeigte ich ihr an, daß ich mich entschlossen habe, vor der ursprünglich von mir festgesetzten Frist nach China zurückzukehren, und bat um die Erlaubniß, sie vor meiner nahe bevorstehenden Abreise noch einmal zu besuchen.

Die umgehende Post brachte mir eine freundliche Antwort. Meines Verhältnisses mit Johanna war darin mit keinem Worte erwähnt. Frau von Norman schrieb mir, daß sie und die Kinder — die mich herzlich grüßen ließen — es mir nicht verzeihen würden, wenn ich, ohne ihnen Lebewohl gesagt zu haben, Europa verließe.

Nachdem ich noch einen Monat in London in unausgesetzter Thätigkeit verbracht, und während dieser Zeit mehrere Briefe mit Frau von Norman gewechselt hatte, konnte ich endlich eines Tages anzeigen, daß ich am 24. November in Paris eintreffen, mich dort einen Tag aufhalten, und dann am 26. November, von Marseille über Suez, nach China abreisen würde.

Ich traf am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde in Paris ein. Frau von Norman erwartete mich zu meiner Ueberraschung am Bahnhofe. Sie drückte mir herzlich und bedeutungsvoll die Hand.

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie gekommen sind," sagte sie. „Ich sehe darin den Beweis, daß Sie meine Handlungsweise billigen." Dies war die einzige Anspielung auf das seit unserer Trennung in Tharen Vorgefallene. Sie lenkte sodann das Gespräch mit solcher Bestimmtheit auf andere Gegenstände, daß es mir klar wurde, sie handle nach einem vorgefaßten, wohlüberlegten Plane. Da sie berechtigt war, mein Kommen als ein unbedingtes Unterwerfen unter ihre Entscheidung zu betrachten, so mußte ich es ihr überlassen, das Gespräch nach ihrem Ermessen zu leiten.

Ich stieg diesmal in einem der großen Hotels der Rue de la Paix ab und begab mich am Abend zu Frau von Norman. Johanna wurde todtenbleich, als ich in das Zimmer trat und rührte sich nicht vom Stuhle, auf dem sie saß. Als ich ihr guten Abend bot, hielt sie meine Hand eine Secunde fest und drückte sie heftig. Ihre Stimme, als sie mit mir sprach, hatte einen eigenthümlichen, fremden Klang. Ihre Augen verließen mich nicht, und oftmals traf ich deren fragenden, gewissermaßen herausfordernden Blick. Die Anwesenheit der Mutter und Schwester kümmerte sie nicht. Fast schien es mir, als ob sie ein Uebereinkommen mit der Mutter getroffen habe, wonach diese ihr gestattet hatte, mich an diesem letzten Abend nach eigenem Gutdünken und Gefühle zu empfangen. Ihr ganzes Wesen zeigte, daß sie gegen eine große, innere

Erregung kämpfte, und daß ihre äußere Ruhe an einem Fädchen hinge, das in jedem Augenblicke zerreißen könne. Frau von Norman schien den peinlichen Auftritt, den dies zur Folge gehabt haben würde, um jeden Preis vermeiden zu wollen und ließ es sich angelegen sein, ihrer Tochter in keiner Weise entgegenzutreten. Sie betonte in ihrer Unterhaltung mit mir das Fortbestehen unserer Verbindung. Sie schrieb sich meine Adresse in China genau auf, sie notirte die Daten, an denen Briefe in Paris aufgegeben werden mußten, um den Postdampfer in Marseille rechtzeitig zu erreichen. Aber sobald Johanna sprach, schwieg die Mutter, augenscheinlich entschlossen, der Tochter unter ihren Augen freies Spiel zu lassen und sie in keiner Weise zu reizen. Die jüngere Schwester Johannas saß stumm und verlegen da.

Im Laufe des Abends machte es Johanna möglich, von der Mutter unbemerkt einen Zettel in meine Hand zu schieben. Von dem Augenblicke an hatte ich keine Ruhe mehr. Nach wenigen Minuten erhob ich mich, um mich zu verabschieden. Frau von Norman und ihre jüngere Tochter waren gleichzeitig mit mir aufgestanden. Johanna blieb sitzen und ihr bleiches Gesicht wurde noch bleicher. Ich drückte Frau von Norman und der Schwester Johannas die Hand. Dann näherte ich mich dieser. Sie erhob sich langsam, und sich mit der linken Hand auf den Tisch stützend, reichte sie mir die rechte. „Leben Sie wohl," — sagte sie langsam, „auf Wiedersehen! — Vergessen Sie mich nicht." Ich konnte mich nur stumm verbeugen.

Sobald ich das Zimmer verlassen hatte, beim Scheine der Gasflamme, die die Treppe erleuchtete, las ich den Brief,

den Johanna mir gegeben. Er enthielt nur wenige Zeilen. Sie schrieb mir, sie wisse alles, was zwischen mir und ihrer Mutter vorgegangen sei, sie bat mich, ihrer Mutter nicht zu zürnen und ihr, Johanna, meine Liebe zu bewahren. „Ich bleibe Dir treu," endete sie, „ich liebe nur Dich und kann nur Dich lieben; und in drei Jahren oder in dreißig Jahren, so lange ich lebe, sobald Du sagst: komm zu mir, folge ich Dir. — Möge der Gedanke an mich, die Dich liebt, Deine Kraft und Deinen Muth noch vergrößern; möge er Dir die Arbeit, die Du meinetwillen unternimmst, erleichtern und Dir helfen, das Ziel, welches Du Dir vorgesteckt hast, und an dem mein ganzes Lebensglück hängt, bald, ach bald, zu erreichen. Und liebe mich, wie ich Dich immer lieben werde." Sie hatte den Brief mit ihrem vollen Namen unterschrieben: „Johanna von Norman."

Ich habe den Brief aufgehoben — ich besitze ihn noch heute. Ich habe ihn wohl tausendmal gelesen und ich lese ihn noch manchmal. Ich kenne jedes Wort, jeden Buchstaben darin; ich habe ihn in jeder Weise zu deuten gesucht, aber ich habe nichts darin finden können, als den offenen Ausdruck vollkommener Liebe und Hingebung eines edlen Wesens.

Am nächsten Morgen verließ ich Paris. Bis zum letzten Augenblicke erwartete ich, daß mir Johanna noch ein Lebenszeichen geben werde. Ich sagte mir, daß diese Hoffnung eine unsinnige sei, — aber dennoch hoffte ich. Als ich bereits im Eisenbahnwagen saß, spähte ich noch, ob ich sie auf dem Bahnhofe erblicken werde. Ich sah nichts mehr von ihr.

III.

Die Reise von Marseille bis nach Shanghai, meinem Bestimmungsorte, dauerte achtundvierzig Tage und zerstreute mich nur wenig. Ich hatte Malta und Egypten, Aden, Ceylon und Singapore bereits zweimal gesehen, und Araber Neger und Indier waren mir jetzt Alle gleichgültig. Ich machte auch keine Bekanntschaften auf den Dampfschiffen und langte endlich müde und gelangweilt in China an. Von Hongkong aus schrieb ich zum ersten Male an Frau von Norman. Mein Brief war die Beschreibung meiner Reise; der Tochter wagte ich nur in einem Gruße am Ende des Briefes zu gedenken.

In Shangchai fand ich vollauf zu thun: aber Arbeit war jetzt meine größte Erholung. Ich hatte nur einen Zweck im Auge: rasch Geld zu verdienen, um bald nach Europa zurückkehren zu können. — Meine Bestrebungen waren von großen Erfolgen gekrönt: mit jeder Post konnte ich Frau von Norman günstige Berichte über den Gang meiner Geschäfte ertheilen, und mit ziemlicher Regelmäßigkeit, obgleich nicht so häufig wie ich schrieb, empfing ich freundliche Briefe von ihr. Sie wünschte mir Glück zu meinen Erfolgen; sie gab mir freundliche, mütterliche Rathschläge: ich solle meine Gesundheit schonen, ich solle mich nicht überarbeiten, ich solle vorsichtig handeln und mich nicht der Gefahr aussetzen, mit einem Schlage zu verlieren, was ich so mühsam erworben habe. Auch ihrer Töchter erwähnte sie in einem jeden Briefe und immer so ziemlich mit denselben Worten: „Meine Töchter befinden sich wohl; sie bewahren Ihnen ein freundliches Andenken und senden Ihnen herzliche Grüße.“ Ich las diese

Zeilen mit besonderer Aufmerksamkeit und bemühte mich, einen verborgenen Sinn in denselben zu entdecken: „Meine Töchter bewahren Ihnen ein freundliches Andenken" — d. h. „Johanna hat Nichts vergessen, sie wird ihr Versprechen halten; ich kann mich ganz auf sie verlassen." — Die Liebe verlangt Viel und begnügt sich mit Wenigem. — Von Johanna selbst hörte ich während dieser Zeit Nichts. Manchmal plagte mich dieser Gedanke; aber dann versuchte ich, mich damit zu trösten, daß ich mir sagte, die Mutter habe ihr wahrscheinlich das Versprechen abgezwungen, mir nicht zu schreiben. Und damit beruhigte ich mich. Ich war meiner Treue so sicher, daß es mir leicht wurde an die der Geliebten zu glauben.

Meine Arbeiten nahmen unterdessen ihren ungestörten Fortgang. Nach Verlauf von zwei Jahren sah ich mich im Besitze eines nicht unbedeutenden Vermögens. Es war zur Zeit der Taiping-Rebellion, als man, wenn Einem das Glück günstig war und der Muth nicht fehlte, rasch viel Geld verdienen konnte. Das dritte Jahr begann ich mit dem besten Geschäfte, das seit langer Zeit in China gemacht worden war und das mein Vermögen, in wenigen Monaten, mehr als verdoppelte. Ich war nun ein reicher Mann; ich war reicher als ich es je gehofft hatte zu werden. — Von dem Gefühl inniger Befriedigung, mit dem ich die vom Buchhalter sauber ausgeschriebene Bilanz übersah, kann ich kaum eine Beschreibung machen. Ich labte mich an den großen, schönen Ziffern, die mit mathematischer Genauigkeit feststellten, daß ich nun meinen Zweck erreicht hatte. In meinem ursprünglichen Vorhaben, baldmöglichst nach Europa zurückzukehren, hatte ich nie ge-

wankt. Jetzt durfte ich an eine sofortige Ausführung meines Planes denken. Es handelte sich nur noch darum, die laufenden Geschäfte rasch abzuwickeln oder ihnen, wo dies nicht möglich war, eine Form zu geben, welche mir gestattete, ihre Erledigung einem Andern zu überlassen. Ich rechnete, daß ich, um Alles in Ordnung zu bringen, drei Monate gebrauchen würde. Wir waren im März; im Juni oder Juli, spätestens im Monat August, konnte ich dann China verlassen, und im Oktober, gerade drei Jahre nach meiner Abreise von Europa, durfte ich hoffen, dort wieder einzutreffen. — Ich setzte mich nieder, um Frau von Norman diese Nachricht zu geben. Ich hatte während der letzten sechs Wochen wie im Fieber gelebt; und zum ersten Male seit meiner Ankunft in China hatte ich, während eines ganzen Monates, nicht nach Paris geschrieben. Als ich die Copie meines letzten Briefes durchlas, fiel es mir auf, daß derselbe damals bereits auf einen vier Wochen alten Brief, als auf die letzten von Frau von Norman erhaltenen Nachrichten, hinwies. Ein Monat war seitdem so rasch hingeflogen, daß ich dies vergessen hatte. Jetzt fühlte ich mich durch diesen Umstand beunruhigt, denn Frau von Norman hatte mir öfters zweimal, immer aber wenigstens einmal in jedem Monat geschrieben; und jetzt war ich seit acht Wochen ohne Nachricht von ihr. Ich las den letzten Brief, den ich von ihr erhalten, noch einmal. Derselbe enthielt nichts, was mich hätte beunruhigen oder beruhigen können. Er war Ende Dezember geschrieben und brachte mir Glückwünsche für das neue Jahr. „Meine Kinder," hieß es darin, „sind wohl und grüßen Sie herzlich." — Dann war noch von einigen

Festpartieen die Rede, namentlich von einem großen Ball, auf dem ein königlicher Prinz die zweite, achtzehnjährige Tochter der Frau von Norman besonders ausgezeichnet hatte. Von Johanna wurde gar nicht gesprochen. Ich legte den Brief verstimmt bei Seite und schrieb selbst nur wenige Zeilen, in denen ich meine Ankunft bestimmt zum nächsten Herbste anzeigte und mir vorbehielt, das Datum meiner Abreise von Shangchai in einem spätern Briefe mitzutheilen.

Auch die nächste Post brachte mir keine Nachrichten aus Paris. Jetzt war ich wirklich beunruhigt, und die vierzehn Tage, die bis zur Ankunft einer andern Post verstreichen mußten, erschienen mir entsetzlich lang. Aber ich war eben nur ungeduldig. Zu ernsten Befürchtungen lag kein Grund vor. Der letzte Brief von Frau von Norman war so herzlich und freundlich, wie alle ihre Briefe es seit zwei Jahren gewesen waren.

Eines Morgens kam mein chinesischer Bedienter früh in mein Zimmer und zeigte mir an, daß das Postdampfschiff als soeben in Wussong angekommen gemeldet sei und in zwei Stunden in Shangchai erwartet werde.

Ich sprang aus dem Bette, zog mich in großer Hast an, als ob ich keine Minute zu verlieren hätte, ließ mir ein Pferd satteln und ritt, dem Whampufluß entlang, dem Dampfschiffe entgegen. Es war ein herrlicher Morgen, und ich fühlte mich frisch und stark. Mein kleiner, starker Pony sprang lustig über Hecken und Gräben und schien wie ich guten Muths.

Endlich sah ich das Dampfschiff stolz und stark, gegen die schnelle Ebbe ankämpfend, herannahen. Ich musterte es einen Augenblick. Am Hauptmaste flatterte die rothe

Flagge mit dem goldenen Anker, als Zeichen, daß das Schiff die europäische Post am Bord habe. Ich machte Kehrt und ritt nach Hause zurück.

Die Stunde, die noch vergehen mußte, bis die Briefe ausgegeben werden konnten, schien kein Ende nehmen zu wollen. Ich wanderte wie ein unstäter Geist von Stube zu Stube. Endlich brachte der chinesische Diener den ersten Theil der Briefausgabe. Ich ließ die Couverts rasch durch meine Hände gleiten; der so sehnlichst erwartete Brief fehlte noch. Ich hatte mich an einen Schreibtisch niedergesetzt und fing an, die eingegangenen Briefschaften in systematischer Reihenfolge zu öffnen und zu lesen.

Brent, mein Buchhalter, ein alter Freund und Mitarbeiter, vor dem ich kein Geschäftsgeheimniß hatte, kam aus dem Comptoir und setzte sich, einem gewöhnlichen Gebrauche folgend, an einen kleinen Tisch hinter meinem Schreibpulte, um dort die von mir gelesenen und anotirten Briefe selbst zu lesen und deren Erledigung, wo es nöthig war, sofort mit mir zu besprechen.

Der Bote brachte die zweite Auflage der Postausgabe. Gleich unter den ersten Briefen erkannte ich auf einem Couvert die große, schöne Handschrift der Frau von Norman. Brent war zu mir getreten und wollte eine Bemerkung über einen soeben von ihm gelesenen Brief machen. Ich hörte ihm mechanisch zu, aber ich verstand kein Wort von dem, was er sprach. „Bitte, einen Augenblick", sagte ich, „ich möchte einen Privatbrief lesen." Der Buchhalter nahm ruhig die vor mir liegenden, bereits von mir gesehenen Schriftstücke und setzte sich wieder auf seinen Platz hinter meinem Pulte, dessen hoher Rücken mich vor ihm verbarg.

Sobald ich Frau von Normans Brief erbrochen hatte, fühlte ich, daß er mir eine Unglücksbotschaft brachte. Mein Auge flog über die Zeilen; die klare feste Handschrift zeigte mir auf den ersten Blick, was ich suchte: „Johanna — Verlobung — Herr von Eissaye." Mehr sah ich nicht. Es wurde mir dunkel vor den Augen. Aber ich kam sofort wieder zu mir. — In dem kleinen Zimmer, in dem ich mich befand, herrschte tiefe Stille. Ich hörte wie Brent Papiere und Briefe faltete, ich hörte die regelmäßige Pendelbewegung der großen Wanduhr. Ich weiß, daß ich meine Stirn auf die Hand stützte und zum Fenster hinaussah, wo Geschäftsleute und Boten mit Zeitungen, Briefen und Packeten vorüberschritten. — Vor mir jagte der schnelle Whampu seine gelben Wasser dem Yangtsekiang zu; hunderte von rothen Sampan-Böten kreuzten sich auf dem Flusse. Ich hörte das gelle Schreien, mit dem die Hafenarbeiter ihre schwere Arbeit begleiten; ich hörte das Zischen des angekommenen Postschiffes, das sich seines Dampfes entlud. Das Getöse und der Lärm erreichten mein Ohr, als kämen sie aus weiter Entfernung. Aber ich lauschte aufmerksam, als gälte es, dem wirren Geräusch einen verborgenen Sinn abzugewinnen. Im Zimmer rührte sich nichts. Draußen war Alles Leben und reges Treiben; drinnen war es still und todt. Es war mir, als läge ich in einem bösen Traum. Ich wußte, daß mich ein Unglück betroffen hatte, daß mein Glück dahin sei; aber noch konnte ich mir nicht klar machen, welcher Art die Wunde war, die mich schmerzte. Ich fühlte nur, daß ich verwundet war, schwer verwundet.

Ich nahm den Brief wieder auf, faltete ihn mit

großer Sorgfalt und bemühte mich, ihn in das Couvert zu stecken, in dem er gekommen war. Meine Hände zitterten, und das dünne Couvert zerriß. Ich steckte den Brief darauf in die Tasche und fing von Neuem an, die Geschäftspapiere zu lesen und zu ordnen: Seide — Thee Opium — Reis. — Ich sah die Worte, aber das Verhältniß, in dem sie zu mir standen, blieb mir fremd. Die Welt war auf einmal anders geworden; mich kümmerte nichts mehr.

Ich drehte meinen Stuhl dem Fenster zu, so daß Brent, selbst wenn er an mein Pult trat, mein Gesicht nicht sehen konnte; dann nahm ich den verhängnißvollen Brief wieder aus der Tasche und las ihn erst noch einmal flüchtig und dann, mit schwer erzwungener Fassung, von Anfang bis Ende durch. Ich hörte wie im Halbschlaf, daß Brent an mein Pult trat und unter den Papieren, die von mir bereits geöffneten Briefe heraussuchte und sich dann wieder still an seinen Tisch setzte.

Frau von Normans Brief war ein sorgfältig verfaßtes Schriftstück. Es begann mit Entschuldigungen und Erklärungen ihres langen Schweigens; dann schrieb sie einige Zeilen über ihre Sorge als Mutter zweier erwachsener Töchter; und nach diesen Vorbereitungen kam sie plötzlich auf den Zweck ihres Briefes und zeigte mir in wenigen Worten an, daß Johanna den ehrenden Antrag eines Herrn von Cissaye, Legationssecretairs am russischen Hofe, erhalten und angenommen habe. „Ich habe die Wahl meiner Tochter in keiner Weise zu beeinflussen gesucht," schrieb sie, „aber ich billige sie und muß mich darüber freuen. Diese Heirath zerstört zwar gewisse mir

theure Pläne, die ich lange im Stillen meines Herzens genährt; aber ich habe immer nur das Glück meines geliebten Kindes im Auge gehabt und ich hoffe, das Beste für Johanna gethan zu haben. Ich fühle mich sicher, daß meine Tochter auch Ihre Wünsche für ihr zukünftiges Wohl hat."

Ich ließ den Brief auf meinen Schooß fallen und saß lange unbeweglich da.

Plötzlich fühlte ich mich von Jemand berührt. Ich drehte mich langsam um und blickte in die Höhe. Brent stand neben mir: — „Was giebt's", rief er und wich zurück, „Sie haben schlimme Nachrichten erhalten!" — Ich weiß nicht, wie die Worte mir kamen: „Ich habe mein ganzes Glück verloren," sagte ich; und ich barg das Gesicht in den Händen. Brent näherte sich wieder und ich fühlte den freundschaftlichen Druck seiner Hände auf meinen Schultern. — „Bitte, lesen Sie die anderen Briefe," sagte ich, ohne mich umzuwenden. „Ich möchte auf mein Zimmer gehen." — „Gern", antwortete er rasch. „Machen Sie sich keine Unruhe des Geschäftes wegen. Ich kann für Alles sorgen." — Ich hörte ihn die Briefe auf meinem Pulte sammeln und sich der Thür nähern. Dort blieb er stehen. „Kann ich irgend Etwas für Sie thun?" fragte er zögernd und leise. — „Ich danke Ihnen," antwortete ich, „nur möchte ich heute nicht mehr gestört sein."

Alles wurde still, und ich stieg nach einigen Minuten die Treppe hinauf in mein Schlafzimmer, wo ich mich einschloß. Dort saß ich den ganzen Tag, an meinem Leide zehrend.

Nicolas Gogol hat eine traurige Geschichte geschrieben:

„Der Mantel," die ich oft gelesen habe. Sie handelt von einem kleinen russischen Beamten, der jahrelang spart, um sich einen neuen Pelzrock kaufen zu können. Der Arme legt sich die größten Opfer auf, um seinen Zweck zu erreichen. Endlich besitzt er das kostbare Kleidungsstück. Er zeigt sich damit am ersten Sonntage in den großen Straßen von Moskau. Als er am Abend nach Hause gehen will, wird er von Räubern angefallen, die ihm den so sauer erworbenen Mantel stehlen. Er kann den Verlust nicht ertragen, wird krank, legt sich zu Bett und stirbt. — An diesen traurigen Helden mußte ich immer denken: „Man hat mir meinen Mantel genommen," sagte ich); — und es schien mir, als ob mir nichts weiter übrig bleibe, als mich hinzulegen und zu sterben. — Dann begann ich mich meines Schmerzes zu schämen und zu fürchten, ihn von Fremden bemerkt zu sehen. Ich wollte weder Mitleid noch Bedauern. Das Liebste, das ich verloren, hatte für die Anderen nicht mehr Werth, als für mich der Mantel des armen Russen. — Ich schrieb zwei Zeilen an Brent und sandte sie ihm durch den Diener: „Lieber Freund, sprechen Sie mit Niemand von dem von mir erlittenen Verluste. Die Gründe, weshalb ich Ihnen Schweigen auferlege, sage ich Ihnen später."

Die menschliche Natur ist, Gott sei Dank, zu schwach, um große Schmerzen lange ertragen zu können. Das kranke Herz bricht, oder es gesundet wieder. Meine Genesung war eine langsame und keine vollständige; aber ich wurde doch wieder stark genug, um das Leben ertragen zu können. — Während mehrerer Wochen schlich ich einsam und traurig einher. Brent pflegte mich wie

einen kranken Bruder; selbst ihm jedoch wollte ich meinen Schmerz nicht anvertrauen. Meine Freunde und Bekannten mochten unter sich darüber sprechen, was mich so plötzlich umgewandelt habe. Aber man ist in China nicht so neugierig, wie in Europa; man achtet dort im Allgemeinen das Geheimniß seines Nachbarn, so lange dies Geheimniß mit dem kaufmännischen Kredite nichts zu thun hat; und Niemand richtete eine indiscrete Frage an mich. — Man nahm an, ich habe einen nahen Verwandten verloren und beruhigte sich mit dieser Erklärung.

Den Plan, nach Europa zurückzukehren gab ich vorläufig auf. Ich beschloß, mich im Osten niederzulassen; ich kaufte mich in Japan an; ich begann zu reisen, besuchte Indien, Batavia, Manila und durchzog einen großen Theil von China. Ich sah nichts, was mich an meinen Verlust hätte erinnern können; der Gedanke daran kehrte immer seltener zurück und verschwand endlich, um nur noch in weiten Zwischenräumen aufzutauchen.

Eines Tages war ich in einem Boote von Schanghai abgereist, um die Seen von Taihoe zu besuchen. Am Abend ankerten wir im Kanal, in der Nähe einer großen Stadt. Ich stand am nächsten Morgen mit Tagesanbruch auf, um der Neugierde der Eingeborenen während der Besichtigung des Ortes zu entgehen. Am Eingang der Stadt sah ich ein Gebäude, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war eine Art offener, runder Tempel, dessen schweres, reichverziertes Dach auf plumpen Holzsäulen ruhte. Der Boden war mit Stroh bedeckt, und auf dem Stroh sah ich etwa zwanzig zerlumpte Gestalten.

Einige davon schliefen, die anderen hatten sich halb aufgerichtet und verzehrten gierig den Inhalt großer hölzerner Schüsseln voll Reis, die neben dem Lager eines Jeden aufgestellt worden waren. Ein Wächter, mit einer Pfeife im Munde, machte langsam die Runde des Tempels und blickte von Zeit zu Zeit nach der aufgehenden Sonne. — Ich fragte den chinesischen Diener, der mich begleitete, was dies Schauspiel bedeute. Er erkundigte sich bei dem Wärter danach und brachte mir den Bescheid, das Gebäude sei von einem wohlthätigen Kaufmann errichtet, um Bettlern und Vagabunden, die durch die Stadt kämen, für eine Nacht ein Unterkommen zu gewähren. „Die Leute müssen eine Stunde nach Sonnenaufgang weiterziehen und dürfen sich nur einmal im Laufe eines Monats sehen lassen. Sie sollen hier Rast und Labung finden, um ihre Fahrt am nächsten Tage fortsetzen zu können. Der Wächter wird sie nun bald wecken, denn die Sonne zeigt die Stunde, da sie aufbrechen müssen." — Dann richtete er meine Aufmerksamkeit auf ein schwarzes, hölzernes Schild, das zwischen zwei Säulen hing und auf dem sich eine kurze, chinesische Inschrift befand. Er übersetzte mir dieselbe: „Dem Müden Rast!"

Der Wächter war inzwischen damit beschäftigt, die Schläfer zu wecken, indem er sie leise mit dem Fuße anstieß, bis sie die müden Augen öffneten. Es waren jammervolle Gestalten, diese armen Wanderer; in Lumpen gehüllt, erschrecklich abgemagert, Noth und Leiden in Blick und Bewegungen. Ein Jeder griff schnell nach der vollen Schüssel, die neben ihm stand, verschlang deren Inhalt und bereitete sich vor, das gastfreundliche Dach zu ver-

lassen, unter dem er für eine Nacht Ruhe gefunden hatte. Aber einer der Schläfer wollte nicht erwachen und achtete des Wächters nicht. Dieser stieß ihn zuerst sanft an, dann stärker; rief ihn, schüttelte ihn — er blieb bewegungslos. Ich blickte in das stille, kalte, gelbe, elende Gesicht. Der Mann war todt. — Der Wächter bedeckte die Leiche mit einer alten Strohmatte und entfernte sich gemessenen Schrittes. — Ein müder Wandrer hatte endlich Ruhe gefunden. — Auch mein Leben ist jetzt ruhig.

Lange Jahre sind vergangen, seitdem mich das Unglück getroffen. — Ich habe mich an das Leben gewöhnt, wie es sich seitdem für mich gestaltet hat und ich leide nur noch darunter, wenn ich manchmal in einsamen Stunden daran denke, wie es so ganz anders geworden ist, als ich einstmals gehofft hatte.

Johanna habe ich nicht wieder gesehen; aber bei meiner letzten Anwesenheit in Europa traf ich mit ihrer Mutter zusammen. — Es war in Homburg. — Frau von Norman hatte meinen Namen in der Badeliste gesehen und lud mich ein, sie zu besuchen. Ich begab mich zu ihr: aus Höflichkeit; ohne Herzklopfen, ja ohne Neugier. Ich fand eine ganz alte Frau mit weißen Haaren, die ich kaum wiedererkannte und deren eisig kalte, halbblinde Augen wie versteinert aussahen. Sie musterte mich durch eine scharfe Brille und sagte: „Wir sind Beide alt geworden, Herr L'hermet. — Haben Sie sich verheirathet?"

„Nein, gnädige Frau." Und dann fragte ich: „Wie geht es Ihren Töchtern?"

„Mein jüngstes Kind, Helene, ist todt," sagte sie

tonlos. — „Sind Sie in Ihrem Leben unglücklich gewesen, Herr L'hermet?"

Ich gab keine Antwort. Sie fuhr fort: „Es giebt nur ein unerträgliches Unglück: wenn eine Mutter ihr Kind überleben muß."

Nach einer Pause fragte ich: „Wie befindet sich Ihre älteste Tochter?"

„Frau von Ciffaye? Johanna?" — Ihre steinernen Augen, die blicklos in die Leere gestarrt hatten, erhoben sich wieder auf mich. „Ich erwarte sie in wenigen Tagen — mit meinen Enkelkindern. Sie wird sich freuen, Sie wiederzusehen. Sie hat Ihnen ein gutes Andenken bewahrt. Wir haben oftmals von dem schönen Sommer gesprochen, als wir in Thaten zusammen waren." — Ihr Blick richtete sich wieder in die Leere. — „Damals lebte Helene, mein Kind, mein Liebling! ... Es ist furchtbar, wenn Kinder vor ihren Eltern sterben."

Ich empfand kein Verlangen, mit Frau von Ciffaye zusammenzutreffen. Sie war mir eine Fremde. Zwischen uns war Alles zerrissen; sie sollte keinen Blick in mein Leben werfen. — Ich dachte an sie ohne Haß — und ohne Verlangen, mit einem Gefühl von Müdigkeit. Sie konnte mir kein Leid mehr zufügen; es lag nicht in ihrer Macht, mir noch Freude zu machen. Es wurde mir zum ersten Male vollständig klar, daß sie mir gleichgültig geworden war. — Ich verabschiedete mich von Frau von Norman und verließ Homburg am nächsten Tage, ohne die Ankunft von Frau von Ciffaye abgewartet zu haben.

Mutter Careys Küchlein.

Es giebt Seevögel, welche man nur während des Sturmes erblickt: unheimlich schnelle Thiere mit langen und spitzigen Flügeln, eisenhartem Schnabel und rothbraunen unruhigen Augen, erscheinen sie plötzlich, Hunderte von Meilen vom Festlande, wie aus der wetterschweren Luft hervorgezaubert. Sie schießen dicht über die schäumenden Wellenkämme dahin und stoßen durch den sprühenden Gischt, der nach ihnen hascht und von dem sie sich mit kurzem, mächtigem Flügelschlage losreißen. Die englischen Matrosen nennen sie „Mother Carey's chicken" und erblicken in ihnen die sicheren Vorboten nahenden Unwetters. — Während des Sturmes umkreisen sie das Schiff oder sie lassen sich auf den Masten desselben nieder; und wenn sich das Wetter legt, so verschwinden sie wieder: still, schnell, unheimlich, wie sie gekommen waren.

Es giebt Menschen, die diesen Seevögeln gleichen. Man weiß nicht, woher sie plötzlich kommen; — und wenn sie ebenso plötzlich wieder verschwunden sind, so kann Niemand sagen, wohin sie sich gewandt haben. Einsame,

wortkarge Naturen, furchtlos, zu jeder wilden That bereit, kämpfen sie auf eigene Faust, wie ihre ersten Vorfahren, den harten Kampf um das Dasein. Sie achten ihr Leben nicht und setzen es jeden Augenblick auf's Spiel; aber sie vertheidigen es wie das Raubthier bis zum letzten Athemzuge, und sterbend noch versuchen sie, ihren Feind zu verletzen. — Wenn sie unterliegen, so verenden sie ohne Klage. — In geordneten, friedlichen Staaten können und dürfen sie nicht leben. Sie werden dort als gemeingefährlich unterdrückt. Die Unruhe, der wilde Sturm ist ihr Element. Da, wo der einzelne Mann etwas gilt, wo für Tapferkeit das Höchste feil, wo Gold zu erbeuten ist und Blut fließt, da, wo es heißt: dreinschlagen, zugreifen und festhalten, da erblickt man sie.

Ich habe ihresgleichen unter verschiedenen Himmelsstrichen angetroffen — aber immer nur zu unruhigen Zeiten. Es ist mir nie gelungen, einen von ihnen genau kennen zu lernen; auch habe ich nur einmal einen mittheilsamen Menschen unter ihnen angetroffen; was ich von ihnen weiß, weil ich es gesehen und erfahren habe, ist Stückwerk. Aber auch dies Wenige wage ich zu erzählen, weil es befremdlich ist und doch menschlich und wahr.

* * *

Im Jahre 1860 langte auf einem amerikanischen Theeklipper ein Reisender in Shanghai an, der sich in einem der wenigst besuchten, schlechten Wirthshäuser des Fremdenviertels niederließ, keinen Menschen in seiner Umgebung zu kennen schien und Niemandes Aufmerksamkeit auf sich zog. Er war ein unansehnlicher, stiller Mann von vielleicht dreißig Jahren, mittelgroß, mit einer gewissen

Eleganz, wennschon durchaus nicht auffällig gekleidet. Er hielt beim Gehen die Ellenbogen fest an die Seiten gedrückt und bewegte sich leicht und schnell durch die belebtesten Straßen, ohne sich den Weg versperren zu lassen und ohne Anstoß zu erregen. Er hatte ein hageres, wettergebräuntes Gesicht, helle Augen und schlichtes, kastanienbraunes Haar. Die Oberlippe war durch einen feinen, röthlich-braunen Bart bedeckt, Kinn und Wangen waren frei. — Wenige Monate nach seiner Ankunft in Shanghai war jedoch sein Name schon in vieler Leute Munde, und als man mir eines Tages während eines Spazierganges auf dem „Bund" sagte: „Der Mann dort ist Colonel Wood", da sah ich mir den Träger dieses Namens genau an und konnte nicht umhin, zu bemerken, daß sein Aeußeres nur beim ersten, oberflächlichen Anblick unscheinbar genannt werden durfte. Sobald man Wood genauer betrachtete, erkannte man, daß man einen ungewöhnlichen Menschen vor sich hatte. Seine Gliedmaßen waren von edler Symmetrie und verriethen physische Kraft und körperliche Gewandtheit. Er schritt nachlässig einher und trat dabei leise, doch sicher auf. Seine Bewegungen waren elastisch, abgerundet, geschmeidig wie die der großen Katzen; ich mußte dabei auch an das langsame, regelmäßige Functioniren einer guten, starken Maschine denken, die, wenn sie mit voller Kraft arbeitet, erstaunliche Schnelligkeit entwickeln kann. Wood, wie man ihn auf dem „Bund" sah, ging so zu sagen „unter halbem Dampf". — Er trug den Kopf etwas gesenkt und bewegte den Nacken nur sehr wenig; aber seine hellen, dreisten Augen, die von unten heraufblickten, schweiften wachsam nach rechts und nach

links und musterten jeden Vorübergehenden mit kühler Aufmerksamkeit. Doch war nichts Herausforderndes in seinem Wesen, welches im Gegentheil bescheiden oder wenigstens rücksichtsvoll genannt werden konnte und Aufsehen vermeiden zu wollen schien. Er hatte einen großen Mund mit geraden, schmalen Lippen, ein breites Kinn und eine leicht gekrümmte, feine Nase.

Ich erfuhr, daß Wood jeden Abend auf der amerikanischen Kegelbahn anzutreffen sei, und begab mich, wenige Stunden nachdem ich ihm zum ersten Male begegnet war, dorthin, um ihn wiederzusehen. Der Blick, den er mir zuwarf, als ich in den Schuppen trat, zeigte mir, daß er mich sofort wiedererkannt hatte. Ich setzte mich, ließ mir ein Glas Soda und Brandy bringen und sah dem Spiele zu. Woods Gefährten schienen mir „suchende", das heißt stellenlose Kapitäne oder Steuermänner zu sein; wenigstens sahen sie mit ihren runden, breiten Schultern und harten, braunen Gesichtern wie seefahrende Leute aus. — Wood, der, wie ich gleich darauf bemerken konnte, gut kegelte und die großen, schweren Kugeln die lange Bahn hinunterwarf, als wären es leichte Bälle gewesen, drehte mir eine Zeit lang den Rücken, dann wandte er sich langsam zu mir und sah mich mit einem eigenthümlichen, fragenden Blicke an, gleichsam als erwarte er, von mir angeredet zu werden und wolle mich aufmuntern, dies zu thun; dann stellte er einen Stuhl an denselben Tisch, an dem ich saß, nahm Platz und redete mich an:

„Wir trafen uns heut' Nachmittag auf dem ‚Bund'," sagte er.

Ich bejahte dies. Er sah mich wieder forschend an und fuhr dann mit freundlicher Stimme fort:

„Wünschen Sie mich zu sprechen?"

Ich mußte dies verneinen, und ich that es in der höflichsten Form und nicht ganz frei von Verlegenheit; denn es kam mir plötzlich vor, daß es Herrn Wood einfallen könnte, mir sein Mißfallen darüber zu bezeugen, daß ich ihn auf der Straße und auch jetzt wieder verschiedene Male scharf angesehen hatte. Er sagte aber kein Wort, stand gelassen auf und bekümmerte sich ferner nicht mehr um mich.

Als ich einem Bekannten, der seit langer Zeit in Shanghai wohnte und mit Allem, was dort vorging, vertraut war, von meinem Zusammentreffen mit Wood erzählte, lachte Jener und sagte:

„Das ist ganz klar! Der Colonel glaubte, Sie wollten sich von ihm anwerben lassen. Sie haben ihm Vertrauen eingeflößt. — Ich gratulire! — Er hätte Sie gleich zum Offizier, vielleicht zu seinem Adjutanten gemacht. — Da ist eine Carrière für Sie, wenn Sie rasch Geld verdienen wollen!"

Ich verspürte aber keine Lust, in des Obersten Dienste zu treten.

Colonel Wood — Niemand wußte, woher ihm sein Titel kam, denn man hatte in der kosmopolitischen Fremdenniederlassung von Shanghai mit Leichtigkeit festgestellt, daß er sich denselben in keiner civilisirten Armee der Welt erworben haben konnte — war bald nach seiner Ankunft in Shanghai auf geheimnißvolle Weise in Verbindung mit dem Tau-tai getreten, dem Präfecten der

Stadt, und hatte von diesem die Ermächtigung erhalten, ein Freiwilligencorps gegen die Taiping-Rebellen auszurüsten. Darauf war er während mehrerer Wochen verschwunden. Als er sich wiederum auf dem „Bund" zeigte, verlautete aus chinesischen Kreisen, daß Wood im Inneren von China, auf dem Wege nach Sutschau, Wunder der Tapferkeit verrichtet habe. Mit einem kleinen Haufen wüsten Gesindels, das er in den übelberüchtigsten Schenken von Hongkong, Canton und Makao zusammengerafft und mit guten amerikanischen Schießwaffen versehen, hatte er starke Abtheilungen der Rebellenarmee angegriffen und Vernichtung und Verwirrung unter ihnen angerichtet. Gleichzeitig hatte er den Taiping einen Theil ihres Raubes abgejagt und war damit bis in die Nähe von Shanghai zurückgegangen, wo die Siegesbeute unter den Leuten, die tapfer unter seinem Befehl gefochten hatten, in redlicher Weise vertheilt worden war. Einige Unzufriedene hatten zwar gemurrt und geklagt, daß der Colonel die kostbarsten Sachen für sich behalten habe; aber Wood hatte sich in seiner kleinen Armee schon „Getreue" zu machen gewußt und regierte seine Leute mit der gewaltsamen Autorität eines Räuberhauptmanns. Er hatte gedroht, Musterung zu halten, und die Unzufriedenen waren zum Schweigen gebracht worden oder davon gelaufen.

Die Kunde von den Wood'schen Heldenthaten hatte sich schnell in allen Vertragshäfen der chinesischen Küste verbreitet, und als es hieß, der amerikanische Colonel sei wieder in Shanghai und werbe dort für seine Armee, da kamen die „Sturmvögel" von Norden und Süden geflogen, und auf allen Wegen in und um Shanghai konnte man

einigen von „Mutter Careys Küchlein“ begegnen. Man sagte, es befänden sich darunter bestrafte und flüchtige Verbrecher, englische, amerikanische, französische, spanische Deserteure, fortgelaufene Matrosen, Piraten, denen das Meer in der Nähe der fremden Kriegsschiffe zu unsicher geworden war und die nun ihr Glück auf dem festen Lande probiren wollten, Goldsucher aus Californien, Kulihändler aus Makao und ähnliches Gesindel. — Es war eine wilde, gefährliche Gesellschaft, die man nicht lange in der ordentlichen, handeltreibenden Fremdenniederlassung geduldet haben würde, wenn der ganze Schwarm nicht bald nach seinem Auftauchen auch wieder verschwunden wäre.

Colonel Wood führte seine „Küchlein“ von Neuem in die von den Taiping überzogenen Landstriche, wo ihr Nahen Schrecken verbreitete und wo die chinesischen Rebellen vor ihnen flohen wie Schafe vor den Wölfen.

Bald darauf kamen unerfreuliche, aber nicht gerade überraschende Nachrichten aus dem Inneren. — Woods Leute wütheten dort noch ärger als die Rebellen. Sie schlugen und vernichteten diese, wo sie sie antrafen; aber sie wollten um jeden Preis kämpfen, tödten, plündern, — und wenn die Taiping sich ihnen nicht stellten, so fielen sie über die friedlichen Land- und Stadtbewohner her, die von den Rebellen noch verschont geblieben waren.

Der Tau-tai von Shanghai konnte schlechterdings nicht umhin, über das ungebührliche Benehmen seines Verbündeten Wood Mißbilligung zu äußern; aber er ergriff keine Maßregeln, um diesem und seiner Bande das Handwerk zu legen. Er hatte kaum zu befürchten, daß die Kunde der Wood'schen Missethaten bis nach Peking

dringen würde; dagegen gereichte es ihm zu nicht geringem Ruhme, dorthin berichten zu können, daß es seiner energischen und umsichtigen Verwaltung gelungen sei, die Rebellen in Respect zu halten und ihnen bei verschiedenen Gelegenheiten empfindliche — vom Tau-tai natürlich sehr übertriebene — Verluste beizubringen.

Die chinesischen Kaufleute munkelten unter sich, der Tau-tai theilte mit Wood den Raub, den dieser von seinen Streifzügen nach Shanghai zurückbringe, und Beide, der Präfect und der Oberst, seien in kurzer Zeit reiche Leute geworden; — aber diese und ähnliche Behauptungen waren nicht zu begründen.

Mit der Zeit verbreitete sich Woods Ruf mehr und mehr. Er zeigte sich, so erzählte man, als ein hervorragender Feldherr. Es gelang ihm zu verschiedenen Malen, zahlreiche Rebellenhorden zu überraschen und zu überrumpeln. Er hielt eine gewisse Manneszucht unter seiner wilden Rotte aufrecht und imponirte ihr durch die tollkühne Todesverachtung, mit der er bei jedem Kampfe den gefährlichsten Posten für sich und seine unmittelbare Umgebung wählte und von dort aus, immer vor der Front, dem Feinde entgegenging.

Woods Ansprüche und wohl auch sein Ehrgeiz wuchsen jedoch mit seinen Erfolgen. Er erklärte die Rebellion, die bereits Millionen von Menschenleben verschlungen und unberechenbaren materiellen Schaden angerichtet hatte, für ein Kinderspiel, dem er — wenn man ihm nur die einfachen und verhältnißmäßig bescheidenen Mittel, die er zu dem Zweck beanspruchte, gewährte — im Handumdrehen ein Ende machen wollte. Die Ortsbehörde von Shanghai

lieh solchen Reden ein williges Ohr. Der kleine Stadtpräfect sah sich bereits zur Würde eines Vicekönigs der von der Rebellenhorde befreiten Provinz Kiangsu erhoben! — Wood verlangte, daß man kaiserliche Soldaten zu seiner Verfügung stellen sollte, die er sodann durch seine eigenen Offiziere führen lassen würde. Ferner beanspruchte er Löhnung für die ihm anvertraute Armee, um nicht zu deren Unterhalt ausschließlich auf Raub und Plünderung angewiesen zu sein. — Der Tau-tai gewährte dies, und bald darauf stand Wood an der Spitze eines „gemischten" Corps von ungefähr viertausend Mann, von denen die Mehrzahl der gemeinen Soldaten Chinesen, und die der Unteroffiziere Eingeborene von Manila (Tagals), die Offiziere aber ausschließlich Europäer oder Amerikaner waren.

Die Dienstleistungen dieser auserlesenen Truppe beschränkten sich zunächst darauf, die Umgegend von Shanghai und die wichtigsten Verkehrsstraßen und Kanäle, die dorthin führten, von den Rebellen zu reinigen. Nachdem dies geschehen war, machte Wood sich daran, Städte, die von den Rebellen eingenommen worden waren, zurückzuerobern und dort die Macht des Kaisers von China wieder herzustellen. Für solche Waffenthaten verlangte er aber, nachdem er sich nunmehr hinlänglich hatte erproben lassen, daß man ihm große Geldzahlungen im Voraus mache. Für die Wiedereroberung von Sung-kiang, einer Handelsstadt von fünfzigtausend Einwohnern, am Kanal auf dem Wege von Shanghai nach Sutschau gelegen, wurden ihm, wie man mir von glaubwürdiger Seite mittheilte, hunderttausend Taels, ungefähr eine halbe Million Mark, im Voraus bezahlt.

Die Einnahme von Sung-kiang gelang. Aber Wood mußte diesen Erfolg theuer bezahlen. Als er, von seinen besten Leuten gefolgt, zuerst auf den Stadtwall sprang und von dort in eine Straße stürzte, in der eine Rotte verzweifelter Rebellen den Versuch machte, ihr Leben theuer zu verkaufen, verloren seine Getreuen, da der Kampf in der Nacht stattfand, ihren Führer aus den Augen. Sie riefen besorgt nach ihm, aber seine laute, helle Stimme, die ihnen noch vor wenigen Minuten „Come on!“ zugerufen hatte, war verstummt. — Man trug Laternen herbei, und nach einigem Suchen fand man Wood in einer Blutlache bewußtlos am Boden liegen. Er hatte zwei tiefe Wunden: eine in der Brust, eine im Schenkel. — Woods „Leibarzt“, ein wunderbarer Heiliger, der an seinem eigenen Körper Studien der Chirurgie gemacht zu haben schien — er hatte nur ein Auge, und sein Gesicht und seine Hände waren mit Narben bedeckt —, legte einfache Verbände an, wie ein Schiffskapitän oder ein Prairiejäger es wohl auch zu thun vermocht hätte, und verordnete sodann, kraft seiner unbestrittenen ärztlichen Autorität, daß der Verwundete sofort nach Shanghai geschafft und dort der Pflege eines ordentlichen Doctors übergeben werde. — Wood wurde darauf in ein Boot getragen, das man mit so viel Ruderern bemannte, als darin Platz finden konnten, und das den schwerverwundeten Mann in kurzer Zeit nach Shanghai brachte.

Während der langen Krankheit, die Woods Verwundung folgte, übernahm dessen erster Lieutenant, der General Bourquard, den Befehl des Wood'schen Corps.

Dieser „General“, der seit der Bildung der gemischten

Armee dem Oberst Wood bei allen Kämpfen tapfer und treu zur Seite gestanden hatte, war ein würdiger Stellvertreter des Colonels. Daß er ein Recht habe, sich General nennen zu lassen, das glaubten nur die allereinfältigsten unter seinen Leuten; — aber daß er ein kaltblütiger Soldat sei, der vor keinem Wagniß zurückschrecke und dem der Oberst vertrauensvoll die Ausführung der gefährlichsten Aufgaben überlassen durfte, daran zweifelte Niemand. — Bourquard war ein großer, schwerer Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, mit buschigen Augenbrauen, schwarzem Haar und Vollbart, dunklen Augen und stark geröthetem, brutalem Gesicht. Man erzählte von ihm, er habe als Goldgräber in Californien ein großes Vermögen erworben und wieder verloren und sei wegen einer „unangenehmen" Geschichte aus den Staaten geflüchtet. Das Wort „unangenehm" deckte im Munde der Berichterstatter einen weiten Begriff. Die glimpflichste Deutung, die ich dafür finden konnte, war die, daß Bourquard Jemand über den Haufen geschossen hatte. Schließlich konnte es jedoch mit den Mittheilungen über Bourquard nur dieselbe Bewandtniß haben wie mit jenen über alle anderen „Küchlein." Es waren eben nur Vermuthungen. Etwas Bestimmtes wußte Niemand über die Vergangenheit des Generals. Wood, der nichts weniger als neugierig war, versuchte nicht, den Schleier zu heben, der darüber lag; außer ihm hätte wohl Niemand gewagt, Bourquard darüber ausforschen zu wollen.

Der General bewährte sich musterhaft während des ihm anvertrauten Interims, und hielt den guten Namen des Wood'schen Corps aufrecht, das unter seinem Befehl

ein Schrecken der Provinz blieb. Auch verstand er beinahe noch besser als der Colonel, seine Leute in Ordnung zu halten; aber man hörte, daß diese über seine Strenge klagten, da er auch bei verhältnißmäßig geringen Versehen die Chinesen unbarmherzig peitschen, die Unteroffiziere und Offiziere standrechtlich erschießen ließ. Diese und ähnliche Berichte nahmen aber niemals eine Form an, welche die europäischen Behörden in Shanghai hätte veranlassen können, gegen den gestrengen General einzuschreiten. Bourquard hatte keine Rang- und Quartierliste aufzuweisen; man wußte nicht, wer mit ihm in's Feld zog; man wußte nur, daß seine Genossen schwer zu bändigende, wilde Gesellen seien; und wenn schließlich die chinesische Obrigkeit, in deren Sold Bourquard stand, mit seinen Leistungen zufrieden war, so konnten die europäischen Behörden über sein Gebahren in China die Augen zudrücken. — „Jeden, den der General erschießt," sagte man, „den rettet er vom Galgen."

Als Wood nach seiner Genesung den Oberbefehl wieder übernehmen wollte, zeigte Bourquard sich sofort bereit, auf seinen bescheidenen zweiten Platz zurückzutreten. Aber er verblieb nur wenige Tage auf demselben. — Wood fiel in einem Nachtgefecht gegen eine kleine Truppe Taiping, die in einer offenen Stadt in der Nähe von Sung-kiang überrascht worden war.

Bourquard wollte am nächsten Morgen den Colonel mit allen militärischen Ehrenbezeigungen, die man dem ehemaligen Oberbefehlshaber der Armee schuldete, begraben lassen, aber der „Leibarzt" bestand darauf, daß die Leiche nach Shanghai zurückgeführt werde. Er sagte, er habe

der Frau des Colonels versprochen, daß er ihren Gatten lebendig oder todt zurückbringen werde. Die Offiziere waren der Meinung, ein Mann müsse sein Wort halten, und Bourquard mußte von seinem Vorhaben, dem Colonel ein prachtvolles Begräbniß zu bereiten, abstehen, da eine kurze Berathung mit den Stabsoffizieren ihm zeigte, daß er bei diesem Plane seine ganze Umgebung gegen sich hatte. — Die trauernde Armee zog sich in ihre alten Quartiere in der Nähe von Sanghai zurück, und von dort wurde Woods Leiche in das Haus gebracht, in dem des Obersten Frau lebte. — Diese war jedoch nicht etwa des Colonels ehelich angetrautes Weib, sondern eine hübsche, junge Chinesin, die Wood ihren Eltern vor sechs Monaten für theures Geld abgekauft hatte. — Sie stieß herzzerreißende Wehklagen aus, als ihr todter Herr ins Haus getragen wurde; aber sobald sie den Leichnam im Beisein der Leichenträger und mit Hülfe des „Leibarztes" entkleidet und die Schußwunde im Rücken des Gefallenen gesehen hatte, wurde sie plötzlich still und bedeutete den Doctor, mit ihr in ein Nebenzimmer zu treten, wo sie sich einige Minuten flüsternd mit dem Freunde des Verstorbenen unterhielt. Dieser entfernte sich gleich darauf und entsandte, als er in seinem Quartier angekommen war, einen Boten an mehrere der Offiziere, die er als die „Getreuen" des Dahingeschiedenen kannte, um sie zu bitten, sich ohne Säumen behufs einer wichtigen Berathung bei ihm zu versammeln. Als sich später ein Dutzend Offiziere etwa, im Quartiere des Doctors eingefunden hatte, theilte dieser ihnen mit, daß der Verdacht auf Bourquard ruhe, Wood meuchlings ermordet zu haben.

Des Colonels letzte Worte, als er seine Frau verlassen habe, seien gewesen: „Wenn man mich mit einer Kugel im Rücken zu Dir bringt, so kannst Du sicher sein, daß der General mich erschossen hat."

Die Anwesenden beschlossen, Bourquard zu verhaften und zu verhören. Aber sie wußten, daß der General sich ihnen nicht gutwillig stellen und seiner Verhaftung kräftigen Widerstand entgegensetzen werde. Er trug stets einen guten Revolver bei sich und verstand es wie Wenige, damit umzugehen. Man sann deshalb auf eine Kriegslist. Man wollte sein Haus aus einer unverdächtigen Entfernung überwachen und ihn, wenn er auf dem gewöhnlichen Wege nach der Stadt ging, überfallen. Der Plan wurde sofort in Ausführung genommen; aber unter den Offizieren, die ihn gefaßt hatten, war ein Verräther. — Die Verschworenen verharrten während des ganzen Tages auf ihrem Posten; als die Nacht hereinbrach, näherten sie sich dem Hause, in dem sie den General wähnten. Die oberen, von Bourquard bewohnten Räume blieben dunkel; nur im Erdgeschoß, das von der Dienerschaft eingenommen wurde, steckte man Licht an. — Die Verschworenen warteten noch lange; dann trat einer, von seinen Kameraden abgesandt, in das Haus und sagte, man möge ihn beim General anmelden. Er erhielt den Bescheid, der Gesuchte sei vor mehreren Stunden in den Garten hinter dem Hause gegangen und werde sich von dort nach Shanghai begeben haben, denn er sei nicht zurückgekehrt; auch sei im Garten keine Spur von ihm zu entdecken. — Haus und Hof wurden sorgfältig durchsucht, aber ohne Erfolg. Der General war

gewarnt worden — man wußte nicht, von wem, und keiner der Verschworenen wagte es, den anderen anzuklagen oder zu verdächtigen — und der Gewarnte war entflohen. Er hatte sich dabei nicht übereilt, denn man fand, daß er vor seiner Flucht verschiedene Papiere verbrannt hatte, und man suchte vergeblich nach einer nicht unbedeutenden Summe in ungeprägtem Golde, die man in seinem Besitze wußte. Er hatte dieselbe also jedenfalls mit sich genommen oder an einem sicheren Orte verborgen.

Seitdem war Bourquard aus Shanghai verschwunden, und Niemand konnte sagen, wohin er sich gewandt habe. Zwei Monate später tauchte er in Yokohama auf, wo ihn ein junger englischer Kaufmann, der ihn früher in Shanghai gesehen hatte, wiedererkannte und die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. — Bourquard kümmerte sich nicht darum, daß die Leute auf der Straße stehen blieben, um ihm nachzusehen. Es existirte in Japan kein Gerichtshof, der das Recht gehabt oder beansprucht hätte, ihn als eines Verbrechens verdächtig festzunehmen. Das war für Bourquard die Hauptsache! Wenn man ihn hinter seinem Rücken als Woods Mörder bezeichnete, so erfuhr er dies entweder nicht oder er achtete nicht darauf. — Er war in einem amerikanischen Wirthshause abgestiegen, wo er seine Zeche regelmäßig bezahlte, und trieb sich viel in den japanischen Stadttheilen umher, wo er einige kleine werthvolle Curiositäten einkaufte. Man sah ihn manchmal in Unterhaltung mit sogenannten „herrenlosen" Edelleuten, „Lonin", die sich derzeit in Yokohama aufhielten und das Leben dort unsicher machten; und man

wunderte sich, wie er es anfange, um sich mit diesen Leuten zu verständigen, die sicherlich kein Wort englisch sprachen.

Eines Tages war Bourquard aus Yokohama verschwunden. Nach kurzer Abwesenheit erschien er jedoch wieder. Man nahm an, ohne es beweisen zu können, daß er den Versuch gemacht habe, bei einem der aufständischen Daimios eine Anstellung zu finden. — Sein zweiter Aufenthalt in Yokohama war von kurzer Dauer. Er schiffte sich an Bord einer holländischen Bark ein, die nach Hongkong segelte, um von dort eine Ladung chinesischer Produkte nach Japan zurückzubringen. Kapitän Voß, der die Bark auf der Hin- und Rückfahrt geführt hatte, erzählte, als er wieder in Yokohama war, der General habe sich während der ganzen Fahrt „sehr ordentlich" benommen, wennschon er etwas viel getrunken habe. Uebrigens sei er, Voß, der Meinung, daß Bourquard ein gelernter Seemann sei; denn als sie in der Höhe von Swatow schlechtes Wetter bekommen hätten, sei Bourquard auf's Deck gekommen und habe in so sachverständiger Weise zugefaßt, daß die Matrosen sofort einen der Ihrigen in ihm erkannt hätten. Der General sei nicht in Hongkong ans Land gegangen, sondern habe sich mit dem chinesischen Lootsen verständigt und mit diesem die Bark verlassen.

Niemand dachte daran, weitere Erkundigungen über den General einzuziehen. Die Fremden in Yokohama hatten damals an Vieles zu denken, was ihnen näher lag als die Schicksale eines vaterlandslosen Abenteurers. — Nach langer Zeit, nach einem halben Jahre vielleicht, las ich zufällig in einer in Hongkong erscheinenden englischen

Zeitung, der „berüchtigte General Bourquard," der sich in der Nähe von Amoy an die Spitze eines starken Rebellenhaufens gestellt und eine Zeit lang Schrecken bei den Kaiserlichen verbreitet habe, sei schließlich von diesen gefangen genommen und hingerichtet worden. Man sagte, sie hätten ihn gekreuzigt und er sei eines qualvollen Todes gestorben.

Es ist nie ermittelt worden, was diese Nachricht an Wahrheit enthielt. Bourquard war auf keinem der fremden Consulate in China amtlich bekannt. Seiner Aussprache des Englischen nach war er ein Amerikaner; er selbst hatte sich jedoch nie über seinen Ursprung geäußert. Einige Leute wollten wissen, er sei ein Deutscher gewesen, andere, ein Irländer; er führte einen französischen Namen. Eines stand fest: er war verschwunden. Auch durfte man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß er von den Kaiserlichen getödtet worden sei. Man konnte diese nicht verhindern, mit Rebellenführern, welche mit den Waffen in der Hand auf chinesischem Grund und Boden ergriffen wurden, nach chinesischem Gesetz zu verfahren. Der General Bourquard wurde vergessen, wie man den Colonel Wood vergessen hatte, und heute sind die Namen der beiden Abenteurer nur noch den wenigen Fremden bekannt, die sich in den Jahren 1861 und 1862 in China oder Japan aufgehalten haben und den Bewegungen der Taiping-Rebellion mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt sind.

Nachdem Wood und Bourquard beseitigt waren, wurden die einträglichen Stellungen, die sie bekleidet hatten, von verschiedenen anderen Abenteurern eingenommen. Keiner von ihnen zeigte hervorragende mili-

tärische Begabung. Es war ihnen allen, dem Anscheine nach, nur daran gelegen, an der Spitze gemischter Corps gewissermaßen eine Licenz zum Mordbrennen und Plündern zu haben. Sie wurden in schneller Reihenfolge ihrer Stellungen enthoben und nach und nach durch bessere, zuletzt durch tüchtige und gute französische und englische Offiziere ersetzt, die sich gewissenhaft die Aufgabe stellten, China von der Plage der Rebellion zu befreien, und denen dies nach vielem Blutvergießen schließlich auch gelang. — Einige von ihnen stehen noch heute in chinesischen Diensten, wennschon nicht mehr in der Eigenschaft als Heerführer, und haben sich schwererkaufte, große Vermögen erworben. — Der hervorragendste unter ihnen, Colonel Gordon, der sich übrigens in China nicht bereichert hatte, ist einige zwanzig Jahre später im Kampfe gegen den Madhi, gefallen.

Fred.

Fred*) war ein herrenloser Hund, dessen Herkunft und Name in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt waren. Im Jahre 1861 war er, als junges Thier, auf einem englischen Theeklipper, in Gesellschaft eines melancholischen Weltumseglers, nach Yokohama gekommen. Niemand hatte sich damals sonderlich um ihn bekümmert und er, jede Vertraulichkeit mit Fremden vermeidend, hatte nur Augen und Ohren für seinen Herrn gehabt, dem er auf Schritt und Tritt folgte.

Dieser Herr, Alexander Young, war ein schwermüthiger Säufer, von dem Niemand wußte, woher er kam, oder wohin er ging. Der Kapitän der „Georgina" hatte ihn in Java kennen gelernt und ihn für ein billiges Passagegeld mit nach Japan genommen. Während der Reise hatte Alexander Young, oder Sandy, wie man ihn kurzweg nannte, das Wohlwollen des Kapitäns hauptsächlich dadurch gewonnen, daß er ihm bei Tische, ohne ein Wort zu sprechen, Stunden lang gegenüber gesessen und eine

*) Englische Abkürzung für Frederick.

Flasche nach der andern geleert hatte. — Kapitän Voß hatte eine gründliche Verachtung für Leute, die ihren Wein nicht „tragen" können. Er bezeichnete seinen Passagier, Herrn Young, wie er ihn mit besonderem Nachdruck auf das Wort „Herr" nannte, als den „angenehmsten Trinker", der ihm in seinem vielbewegten Leben begegnet sei und zollte ihm dafür eine gewisse Freundschaft und Hochachtung, die sich in vielen kleinen Aufmerksamkeiten kundgab. Sandy war dafür dankbar, und seine traurigen blauen Augen weilten oft mit träumerischer Wehmuth auf den harten, wettergebräunten Zügen des Kapitäns.

Fred war schon damals Sandys steter Begleiter, und seine Nase war stets in einer Entfernung weniger Zoll von den Hacken seines Herrn zu sehen.

„Fred ist ein putziger Name für einen Hund," bemerkte eines Abends der Kapitän. „Warum haben Sie das Thier so getauft?"

Sandy schwieg eine volle Minute und antwortete dann langsam: „Weil er mir von meiner Muhme Louise geschenkt worden ist."

Der Kapitän versank ob dieser Aufklärung in tiefe Nachdenklichkeit. Da er aber selbst ein Mann war, der seine Gedanken in räthselhafte Ausdrücke zu hüllen liebte, so zweifelte er nicht einen Augenblick, daß Sandys Worte einen tiefen Sinn verbergen müßten; und ohne darüber indiscrete Fragen zu stellen, machte er vielmehr häufige und fruchtlose Versuche, das gegebene Problem ohne fremde Hülfe zu lösen. Seine Achtung vor Sandy steigerte sich dadurch noch. Dieser kam auf den Gegenstand nicht wieder zurück, und als man den Kapitän später in Japan

fragte, weshalb Herr Young seinem Hunde den Namen Fred gegeben habe, konnte auch er eben nur antworten: „Weil der Hund ein Geschenk von Sandys Muhme Louise ist.“ — Sandy war ziemlich groß, hager und von vornehmen Anstand. Er hatte schlichtes, braunes Haar, das wie Seide glänzte, sanfte blaue Augen und sah aus wie Einer, dem großes Leid widerfahren und der trostbedürftig ist, aber der Niemand in sein Leben einweihen mag und dessen Last allein tragen will.

Fred gehörte der Species Bull-Terrier an und war von reinstem Blute. Er war schneeweiß mit einem runden schwarzen Fleck über dem linken Auge; seine Vorderbeine waren krumm, seine Brust war außerordentlich breit und mächtig, der Kopf platt und breit; die Kinnlade, mit kurzen, schiefen, scharfen, kleinen Zähnen besetzt, schien stark genug, um ein Stück Eisen zu zermalmen. Die Augen waren schief geschlitzt wie die der Chinesen; aber dessenungeachtet hatte der Blick des Hundes etwas Ehrliches, Gutes und Treues. Man sah, daß man eine gefährliche, aber keine heimtückische Bestie vor sich hatte.

Fred konnte lachen, wenn ihm sein Herr einen Knochen hinhielt und „smile!“ rief; aber im Allgemeinen war er still wie Young selber. Er war auch kein Raufbold. Seiner Stärke sicher, ging er mit Verachtung an kleinen Kläffern vorüber. Große Hunde, die Streit mit ihm suchten, bekämpfte er unbarmherzig, mit stiller, blinder Wuth. Er bellte nicht und knurrte nicht; nur ein tiefes Röcheln, das dann mit jedem Athemzuge aus seiner breiten Brust drang, zeugte von seiner inneren Aufregung. Seine Augen wurden grün und glänzend wie Smaragde,

und gewöhnlich verbiß er sich dermaßen, daß man ihn, nach Beendigung des Kampfes, nur mit der größten Mühe wieder frei machen konnte.

Sandy und Fred führten sechs Monate lang ein ruhiges Leben.

Man wußte, daß Sandy unglaubliche Mengen von Spirituosen in seinem Hause verzehrte, aber in den Straßen und Wirthshäusern war sein Benehmen tadellos.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Yokohama hatte er sich einen kleinen, rauhaarigen Pony gekauft. Spaziergänger, die sich verirrt haben mochten, oder die aus irgend einem Grunde die gewöhnliche Straße verlassen hatten, erzählten, daß sie Young, den Pony und Fred auf den entlegensten Wegen angetroffen hätten. Der einsame Reiter, das Pferd und der Hund schienen in tiefes Nachdenken versunken. Young rauchte; der Pony, den losen Zügel über den Hals, ging gesenkten Hauptes einher, als studirte er den Weg, um den sich sein Herr so wenig kümmerte; Fred folgte in einer Entfernung weniger Zoll, die träumerisch, halb geschlossenen Augen auf die Hinterhufen des Pferdes gerichtet. Young redete niemals Jemand zuerst an. Grüßte man ihn, so dankte er höflich und leise. Die Fremden in Yokohama wunderten sich über ihren stillen Landsmann; die Japanesen nannten ihn „kitschingai" — verrückt.

Bei schönem Wetter war Young nur selten in Yokohama zu sehen. Er zog dann früh Morgens mit seinen beiden Begleitern aus und kehrte erst mit einbrechender Nacht von seinen weiten Spazierritten heim. Regnete es aber, oder stürmte es heftig, so war man ziemlich sicher

ihn auf dem „Bund" — der Straße, die vor dem europäischen Viertel den Hafen entlang läuft — anzutreffen. Sandy ging dann, mit den Händen auf dem Rücken, langsam auf und ab. Fred folgte ihm wie gewöhnlich, obgleich das durchnäßte, zitternde Thier durchaus kein Gefallen an dem Regen zu finden schien. Von Zeit zu Zeit blieb Sandy stehen und beobachtete mit anscheinend großer Aufmerksamkeit die unruhige See und die darauf hin- und hergeworfenen Schiffe. Fred setzte sich dann sofort nieder, die blinzelnden Augen auf das Gesicht seines Herrn geheftet, als hoffte er dort den Entschluß zu lesen, die unwirthliche Straße mit dem trockenen Zimmer zu vertauschen. Blieb Young zu lange stehen, so weckte ihn Fred aus seinen Träumereien, indem er aufstand und ihn leise mit der Nase anstieß. Dann setzte sich Sandy wieder in Bewegung; aber nach Hause ging er nicht, bis das Unwetter sich gelegt hatte, oder die Nacht hereinbrach. — Sein unstätes, zweckloses Umherwandeln gab ihm das Aussehen eines Mannes, der an einer fremden Station den Eisenbahnzug verpaßt hat, und die Zeit bis zur Abfahrt des nächsten Zuges auf irgend eine Weise todtschlagen will.

Young mußte eine kleine Baarschaft mit sich gebracht haben und an dieser zehrte er während einiger Monate ohne eine Beschäftigung zu suchen. Dann zeigte er im „Japan Times" an, daß er sich als „Public Accountant" in Yokohama niedergelassen habe.

Er fand in Folge dessen etwas zu thun; er arbeitete langsam und mit großer Gewissenhaftigkeit. Bei dieser Gelegenheit machte er auch die Bekanntschaft von James

Webster, dem Chef eines amerikanischen Handelshauses. Dieser, nachdem er Young mehrfach beschäftigt hatte, bot ihm eines Tages die Stelle als zweiter Buchhalter in seinem Hause an. Sandy lehnte dankend ab.

„Ich weiß nicht, wie lange ich hier bleiben werde," sagte er. „Ich erwarte Briefe, die meine sofortige Abreise nothwendig machen können."

Aber die Briefe schienen nicht zu kommen, denn Sandy blieb und wurde alle Tage blässer und trauriger. Eines Abends kam er zu James Webster. Sein Besuch war etwas so Außergewöhnliches, daß Webster, der sich sonst nicht leicht stören ließ, aufstand, um seinem Gaste entgegen zu gehen. Dieser blieb in der offenen Stubenthür stehen und lehnte sich dort an den Pfosten. Seine Bewegungen und Worte waren äußerst ruhig und gelassen, und Webster wunderte sich einigermaßen, als er hörte, Young wolle von ihm Abschied nehmen.

„Setzen Sie sich doch, Mann," sagte Webster, „und nehmen Sie ein Glas Soda und Brandy und einen Cheroot."

„Nein," erwiederte Young, „ich will morgen in aller Frühe fort. Die Briefe, — Sie wissen die Briefe, die ich so lange erwartete — sie sind nun eingetroffen."

„So wollen Sie uns also verlassen?" fragte James. „Es thut mir leid, daß Sie nicht zu mir kommen wollten. — Aber ich wünsche Ihnen Glück und gute Reise."

Er reichte Young die Hand. Dieser hielt sie einen Augenblick so fest, daß Webster sich darüber wunderte und seinen Besucher scharf ansah. Es war etwas unbeschreiblich Trauriges in dem ganzen Wesen des Mannes. Webster

wollte ihm in irgend einer Weise sein Wohlwollen bezeigen.

„Sie sollten lieber hier bleiben;“ fuhr er fort, „der Platz, den ich Ihnen neulich anbot, ist auch noch heute frei für Sie.“

Young schwieg einen Augenblick. Dann schüttelte er den Kopf. „Ich habe mir die Sache reiflich überlegt,“ sagte er; „seit Monaten denke ich daran ... Es ist aber besser, daß ich gehe. — Japan ist ein schönes Land — aber offen gesagt, ich langweile mich hier, — und seit den letzten Tagen bin ich recht müde geworden.“

Eine Pause trat ein. Dann fuhr Young leise fort, indem er Websters großem Hunde, der sich ihm genähert hatte, sanft den Kopf streichelte: „Ich glaube, es ist ein Taifun in der Luft. Ich fühle mich wie zerschlagen. Ich bin nie in meinem Leben so müde gewesen wie heute. Ich glaube nicht, Herr Webster, daß Sie jemals so müde gewesen sind, wie ich es bin. — Es ist ein recht schwerer, schwüler Tag gewesen. — Und deshalb will ich mich jetzt nach Hause begeben, denn ich habe noch Manches zu ordnen vor meiner Abreise, ... und ich möchte bald schlafen gehen ... Morgen bin ich schon weit von hier ...“

Er blickte mit seinen großen, traurigen Augen starr in die dunkle Nacht hinaus, als erspähe er dort das Ziel der Reise, die er antreten wollte. Dann sprach er noch leiser weiter:

„Ich habe wohl bemerkt, daß Sie mir freundlich gesinnt sind ... Sie und Kapitän Voß ... Kapitän Voß war auch immer sehr gut für mich ... Ich werde ihn

wahrscheinlich nicht wiedersehen. Grüßen Sie ihn von mir. — Gute Nacht, Herr Webster, angenehme Ruhe!"

Er wandte sich zögernd ab. Es war als habe er noch etwas auf dem Herzen; — aber er behielt es für sich.

„Kann ich irgend Etwas für Sie thun?" fragte Webster sanft aufmunternd.

Young schüttelte noch einmal den Kopf, winkte zum letzten Male mit der Hand und war gleich darauf in der Dunkelheit verschwunden.

Während der Nacht brach ein furchtbarer Orkan los. Webster und ich hatten unsere Betten verlassen, weil wir fürchteten, der Bungaloo könnte umgeweht werden.

„Young hatte Recht," sagte Webster. „Der Taifun war seit vierundzwanzig Stunden in der Luft. Morgen werden wir einen schönen Tag haben. — Es freut mich, daß Young die Heimreise mit gutem Wetter antritt."

Aber für Young gab es kein Heute und kein Morgen mehr. — Im Laufe des Vormittags erfuhren wir, daß er sich am vorhergehenden Abend, wahrscheinlich unmittelbar nachdem er Webster verlassen, erhängt hatte. Niemand wußte, warum — und Niemand fragte danach. — Auf dem Tisch seines Schlafzimmers, in dem man ihn todt gefunden hatte, lag ein großer Bogen Papier, auf dem mit kräftiger Schrift die Worte standen: „Please take care of Fred", „Nehmt Euch Freds an!"

In den Koffern des Verstorbenen fand man einige Bücher, Kleidungsstücke und ein Packet alter, augenscheinlich oft gelesener Briefe, ohne Couverts, die das Datum Limerick 1855 und 1856 trugen und „Louise" gezeichnet

waren. Sie wurden aufmerksam geprüft, in der Hoffnung, daß sie irgend welchen Aufschluß über Youngs Herkommen oder seine Angehörigen geben würden; aber es waren Liebesbriefe, wirkliche Liebesbriefe, und man fand darin eben nichts, was Jemand anders als den armen Sandy interessirt haben könnte. Vater und Mutter waren häufig und, allem Anscheine nach, als dem Liebespaare feindliche Parteien genannt. Wer Vater und Mutter waren, darüber war nirgends Etwas gesagt. Andere Persönlichkeiten, die hie und da auftauchten, Charles, Edward, Mary, Florence, waren nur mit Vornamen bezeichnet. —

In den letzten Briefen aus October, November, December 1856 war oft von Fred Macondray gesprochen, einem Freunde Sandys, den dieser seiner Cousine und Geliebten vorgestellt zu haben schien. In den ersten Briefen hieß es, daß „Herr Macondray" der Mutter sehr gefalle und in der That ein höchst liebenswürdiger und angenehmer Gesellschafter sei. Im Laufe der Zeit wurde dann „Herr Macondray" rasch „Herr Frederick Macondray, Fred Macondray, F. M." und schließlich kurzweg „Fred". — Fred war mit Louise und ihren Eltern in Dublin gewesen, wo man sich köstlich amüsirt hatte; — Fred war ein vorzüglicher Reiter und hatte bei der letzten Jagd den großen Steinwall hinter Strachans Park in einer Weise genommen, die die Bewunderung aller Anwesenden erregt hatte; — Fred begleitete Louise häufig auf Spazierritten und gab ihr den besten Reitunterricht, den sie je genossen; er ging mit Pferden um wie Keiner, und der störrische, wilde „Black Bird", den Sandy nie zu reiten gewagt hatte, war unter ihm zahm und willig wie ein Lamm. — Bei den

letzten athletischen Spielen, die von den Offizieren des 19. Regiments veranstaltet worden waren, hatte Fred den Hammer am weitesten geworfen; Fred hatte eine schöne Stimme; Fred hie, Fred da, Fred überall. — In dem letzten Briefe wurde erzählt, wie der „arme, tollkühne Fred" bei der großen Steeple-Chase, wo er den schändlichen „Black Bird" geritten, gestürzt sei und sich das Schlüsselbein gebrochen habe. „Er hat dessenungeachtet das Rennen durchgeritten, und ist als Dritter angekommen. Mutter hat darauf bestanden, daß er sich von uns pflegen lasse, und seine Herstellung im Hause abwarte. Er sendet seine besten Grüße und will schreiben, sobald sein Gesundheitszustand dies gestattet."

Die Briefe wurden versiegelt und in den Archiven des englischen Consulats niedergelegt. Auch wurde darüber amtlich nach Limerick berichtet und angefragt, ob man dort in den Jahren 1855 und 1856 die Herren Alexander Young und Frederick Macondray gekannt habe. Die rechtzeitig eingehende Antwort brachte über beide Fragen unbestimmten Bescheid. Von dem pp. Young wußte man gar nichts. Ein gewisser Frederick Macondray, auf den das gegebene Signalement zu passen schien, war vor mehreren Jahren in Limerick gewesen und hatte die Stadt heimlich verlassen, nachdem er Schimpf und Schande über eine der achtbarsten Familien des Landes gebracht. Seitdem war er verschollen.

Da Youngs Nachlaß werthlos war, so wurden weitere Nachforschungen nicht angestellt, und der Verstorbene versank bald in Vergessenheit. Er war seiner Zeit in aller Stille begraben worden, und Niemand, außer dem

englischen Constabler, James Webster und Fred waren damals dem Leichenbegängniß gefolgt.

Nachdem die Ceremonie beendet war, kehrte der Hund vom Kirchhofe nach Yokohama zurück. Während mehrerer Tage suchte er nach seinem Herrn in der alten Wohnung und bei der frischen Grabstätte; aber er schien sich bald von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen zu überzeugen; und von dieser Zeit an wurde er, was ein in Japan anwesender Californier „eine Institution von Yokohama" nannte.

Sandys Testament „Please take care of Fred" war nicht zu tauben Ohren gesprochen. Mehr als ein Dutzend Einwohner von Yokohama erklärten sich bereit, den schönen Hund zu adoptiren. Aber Fred schien nicht geneigt, einen neuen Herrn anerkennen zu wollen und zeigte wenig Erkenntlichkeit für zahlreiche Liebesbezeugungen, deren Gegenstand er wurde. Er besuchte bald den einen, bald den anderen seiner Gönner, er verschmähte auch nicht, Diesen oder Jenen auf einem Spazierritt zu begleiten, aber Niemand konnte auf ihn bauen und sich rühmen, daß Fred sein Hund sei. Am liebsten verweilte er im Club, wo er des Abends all' seine Freunde versammelt fand und wo außer ihm kein Hund geduldet wurde. Dort fand er reichliche Nahrung, und dort blieb er gewöhnlich, bis die letzten Gäste aufbrachen. Diesen schloß er sich dann an, um bei dem Nächstwohnenden ein Nachtquartier zu suchen, das ihm nie verweigert wurde, da er wachsam und reinlich war.

Dies dauerte ein ganzes Jahr, bis eines Tages die „Georgina" wieder in den Hafen von Yokohama einlief.

Der Kapitain des Schiffes erkannte den Hund auf der Straße und rief ihn an. Fred beschnüffelte ihn aufmerksam, ließ den Kopf hängen und schien sich zu besinnen; dann zeigte er plötzlich wilde Freude, sprang an dem Kapitain in die Höhe, beleckte seine Hände, bellte und lachte, lief die Straße in vollem Galopp auf und ab und nahm endlich, wedelnd und befriedigt, seinen alten Platz zwischen den Hacken des von ihm erwählten neuen Herrn ein. Dieser, ein ruhiger Philosoph, sah darin eine Schickung in die er sich ohne Widerstand fügte.

Eines Abends wurde der Kapitain von betrunkenen japanischen Offizieren angefallen. Fred sprang an die Kehle des einen der Missethäter und würde ihn erwürgt haben, wenn ihm nicht ein anderer Offizier einen Schwertstreich versetzt hätte, der ihn verreckend zu Boden streckte. Der Kapitain entkam mit einer leichten Wunde und eilte, von einigen bewaffneten Freunden begleitet, wieder zurück um die Mörder zu packen und seinen Hund zu retten. — Aber er fand nur die Leiche seines tapferen Freundes. Sie wurde im Hofe des Club von Yokohama beigesetzt, und ein Stein mit der Inschrift „Fred 1863“ zeigt noch heute die Stelle, wo das Thier begraben liegt. — Von seinem Herrn, Sandy Young, ist kein Denkzeichen zurückgeblieben. Ich aber habe noch oftmals an ihn gedacht, als an einen jener Heimathslosen, die zu bewegten Zeiten in fernen Ländern auftauchen, ohne daß man sagen könnte, woher sie kommen, noch wohin sie gehen. — Ein harter Windstoß hatte ihn auf die hohe See getrieben; aber er war kein richtiger Sturmvogel, keins von „Mutter Careys starken Küchlein,“ nicht kampfbereit und kampfeslustig, Männern

gleich wie Wood, Bourquard, Closmadeuc und Westwood. — Die Flügel waren ihm schnell erlahmt, als der Sturm ihn gepackt hatte, und er war nach fremden, ungastlichen Meeren verschlagen worden. Kurze Zeit noch hatte er mit ermattenden Kräften auf der sturmbewegten Oberfläche um sein armseliges Leben gerungen; und dann, mit verzweifelndem Blick auf die furchtbare Oede rings umher, war er, ohne einen Laut der Klage, ohne einen Ruf um Hülfe, hinabgesunken in die stille Tiefe, die ihre dunkeln Wasser für ewig über ihn geschlossen hatte.

Sedschi.

I.

Es war im October oder November 1864, als ich in Yokohama, im Hause des englischen Ministers Sir Rutherford Alcock die Bekanntschaft des Major Baldwin machte. Ich erinnere mich seiner, als ob ich ihn gestern gesehen hätte: er war ein stattlicher, schöner Mann, mit schwarzem, krausem Haar, vollem, starkem Bart, dunklen freundlichen Augen und tiefer, wohlklingender Stimme; er mochte damals fünfunddreißig Jahre alt sein und war erst vor einigen Tagen in Yokohama angelangt.

Er unterhielt sich lange mit mir und war begierig, so viel wie möglich von Japan und den Japanern zu hören. Er sagte mir, daß er beabsichtige mit einem jungen Freunde, dem Lieutenant Bird, einen Ausflug nach Kamakura zu machen, und bat um Erlaubniß, mich nach seiner Rückkehr zu besuchen. Ich ersuchte ihn höflich, dies nicht zu vergessen, und wir trennten uns mit einem „Auf baldiges Wiedersehen."

Acht oder zehn Tage später hatten sich mehrere meiner Bekannten und Freunde in meinem Hause versammelt.

Draußen war es kalt und stürmisch. Ein gutes Feuer im gemüthlichen Zimmer, Karten und Cigarren hatten die Gesellschaft bis spät in die Nacht zusammengehalten. Im Laufe der Unterhaltung war erwähnt worden, daß man Charles Wirgman, den Correspondenten der Illustrated London News, und Albert de Bonnay, einen französischen Edelmann, der sich seit einiger Zeit in Yokohama aufhielt, Tages vorher in Kamakura gesehen hätte. Sie hatten mir Grüße gesandt und sagen lassen, daß sie in drei oder vier Tagen nach Yokohama zurückkehren würden.

Es war gegen zwei Uhr Morgens, und ich war eben eingeschlafen, als ich von einem japanischen Diener geweckt wurde. Der Mann hatte ein verstörtes Gesicht, und mein erster Gedanke, als ich ihn so unerwartet sah, war, daß das Haus brenne. Ich sprang aus dem Bette und fragte, was vorgefallen sei.

„Man hat zwei Fremde ermordet," sagte er „und draußen sind Beamte, die Ihnen dies mittheilen wollen."

Ich sprach mit den Leuten, die das Gesagte mit dem Zusatze bestätigten, daß das Verbrechen zwischen Kamakura und Daibuts verübt worden sei. Die Namen der Ermordeten konnte man mir nicht angeben; die Nachricht der blutigen That war vor einer halben Stunde nach Yokohama gelangt, und der Gouverneur hatte es sich zur Pflicht gemacht, die Kunde sofort zu veröffentlichen.

Ich zog mich schnell an und lief zum Gouverneur, den ich persönlich kannte. In den Straßen war es leer und dunkel; aber die Wohnung des Gouverneurs war erleuchtet, und ich wurde ohne weitern Verzug in das Empfangszimmer geführt, wo ich den Oberst Brown, Com-

mandanten des 20. englischen Infanterie-Regiments zur Zeit in Garnison in Yokohama, und ferner Herrn Lachlan Fletcher, einen der Secretaire der englischen Gesandtschaft, antraf.

Ich erfuhr auch dort nur wenig Neues: zwei Fremde seien ermordet worden; die Leichen lägen noch auf der Stelle, wo man sie aufgefunden hätte, auf halbem Wege zwischen Kamakura und Daibuts. — Das war Alles.

Ich war in großer Sorge um Wirgman und de Bonnay und beschloß, nach Kamakura zu reiten, um mir über ihr Schicksal Gewißheit zu verschaffen. Ich eilte nach Hause, wo ich meinen Pony gesattelt und meinen Betto, der in vielen Wettrennen Preise als Schnell- und Dauerläufer davongetragen hatte, für die anstrengende Excursion ausgerüstet fand. Obschon es empfindlich kalt war, so hatte er sich doch aller Kleidungsstücke entledigt und diese hinter dem Sattel meines Pferdes befestigt. Er trug nur um Hüften und Lenden eine schmale Schärpe, in der ein kurzes, dolchartiges Schwert steckte. In der Hand hatte er eine Laterne.

Vor der Thür meines Hauses wurde ich von Herrn von Brandt angehalten. Er hatte, wie ich, Kunde von der Mordthat erhalten und theilte meine Besorgniß bezüglich Wirgmans und de Bonnays Schicksal. Als ich ihm sagte, ich beabsichtige, nach Kamakura zu reiten, erbot er sich, mir Gesellschaft zu leisten. Eine Viertelstunde später trabten wir Beide die Hauptstraße von Yokohama hinunter zum Thore hinaus.

Ein Ritt von ungefähr drei Viertelstunden brachte uns an den Fuß einer kleinen Hügelkette, die sich zwischen

Yokohama und dem Fischerdorfe Kanasava dahinzieht. Die Wege sind dort steil und schlecht; wir stiegen deshalb ab, um die Pferde am Zügel zu führen und die Thiere und den Betto etwas verschnaufen zu lassen. Der Mond war aufgegangen, die Nacht klar und kalt; v. Brandt und ich hatten nur wenige Worte gewechselt. Auf dem weichen Boden hörte man kaum die Tritte der Pferde; das „haï — haï“ des Betto, der durch diesen, sich in kurzen Zwischenräumen wiederholenden Ausruf, die Thiere auf die Unebenheit des Weges aufmerksam machte, unterbrach allein die unheimliche Stille der Nacht. Auf der entgegengesetzten Seite des Berges begegneten wir einem einsamen Wanderer. Der Betto hielt ihm die Laterne unter die Nase, und wir sahen ein harmloses Bauerngesicht. Der Mann war so bestürzt über sein Zusammentreffen mit uns, daß wir kaum ein Wort aus ihm herausbringen konnten. Von dem Morde behauptete er nichts zu wissen.

In der Ebene stiegen wir wieder zu Pferde. Wir ritten durch Kanasava, wo noch Alles in tiefem Schlaf lag, und es mochte fünf Uhr Morgens sein, als wir in die Kamakuraberge gelangten. Dort mußten wir wieder langsam reiten. Der Betto war außer Athem; als ich ihn aber fragte, ob er noch weiter laufen könnte, nickte er zustimmend mit dem Kopfe. Wir kamen durch einen kleinen, mit einer dünnen Eisrinde überzogenen Bergstrom; ich sah den Betto sich Beine und Gesicht darin baden. Die Pferde zeigten noch keine Spur von Müdigkeit, und sobald der Weg es gestattete setzten wir sie wieder in Trab.

Die Sterne wurden nun bleicher; ein kaltes, graues

Halblicht lagerte sich über die öde Winterlandschaft. Vor uns lag die Tempelstadt Kamakura. Brandt und ich hatten während der letzten halben Stunde kaum einige Silben gewechselt. Wir waren Beide beklommen; unsere Gedanken eilten unseren Pferden voraus, dem blutigen Ziele unserer Reise zu.

Vor dem großen Theehause von Kamakura saßen mehrere japanische Officiere. Ich erkannte darunter den Dolmetscher Sinagava. Auf unsere hastigen Fragen antwortete er, wir würden die Leichen am Ende der Tempelallee, dort, wo der Weg nach Daibuts plötzlich rechts abbiegt, finden. Die Namen der Ermordeten kannte er nicht. Er hatte die Leichen nicht gesehen

Im Galopp ging es nun die Allee hinunter. Plötzlich hielten wir Beide unsere Pferde an. Einige dreißig Schritte vor uns lag etwas Unheimliches, Schreckliches. Wir hatten Furcht Das zu sehen, was wir gesucht und nun gefunden hatten. Wir stiegen langsam vom Pferde und gaben dem keuchenden Betto die Zügel. Dicht neben einander lagen zwei Körper, die man mit einer alten Matte bedeckt hatte. Ich zog dieselbe zurück und erblickte zwei schrecklich verstümmelte Leichname. Meine Einbildung war so sehr Herr meiner Sinne geworden, daß ich einen Augenblick Bonnay und Wirgman zu erkennen glaubte. Aber nein — die Ermordeten waren mir fremd. Ich fühlte mich beinah beruhigt; doch war der Anblick grausenerregend. Die Leichen lagen auf dem Rücken, die Arme weit vom Körper, ein Kreuz bildend, die Beine ausgespreizt. Der eine Leichnam war der eines starken, großen Mannes mit schwarzem, krausem Haar und vollem, dunklem Bart; die offnen,

gläsernen Augen starrten entsetzlich; in der rechten Hand, von der zwei Finger abgehauen waren, hielt er einen Revolver, in der linken eine mit Blut besudelte Reitpeitsche; neben ihm lag ein abgebrochener Sporn. — Die andere Leiche war die eines jungen, blonden Mannes. Arme und Beine waren buchstäblich zerhackt; der Kopf war beinah vollständig vom Rumpfe getrennt. In der Todtenstille, die herrschte, hörte ich deutlich das Tick-Tack seiner Uhr, die halb aus der Westentasche gefallen war. An einem alten Baume, dicht neben den Leichen, waren zwei Pferde angebunden, deren Sättel und Zügel mit Blut bedeckt waren.

Wir hörten Geräusch und blickten auf: zwei Reiter kamen daher gesprengt. Sie sprangen in unserer Nähe von den Pferden, und ich erkannte in ihnen einen Amerikaner, John Stearns, und den schwarzen Pferdehändler Georges, Beide Einwohner von Yokohama. Stearns näherte sich den Leichen.

„Das ist Baldwin und das ist Bird," sagte er, „poor fellows!"

Und jetzt erst erkannte ich in dem einen verstümmelten Körper den Leichnam des kräftigen, freundlichen Mannes, den ich vor wenigen Tagen bei Sir Rutherford Alcock gesehen hatte.

Bald darauf langte Lachlan Fletcher an. Er war von Lieutenant Wood und von der berittenen Garde des englischen Ministers begleitet. Man untersuchte den Ort wo der Mord geschehen war; aber die stummen Zeugen der That gaben unsern Augen wenig Aufschluß. — Hier und da, besonders in der Nähe eines Brunnens, der sich

dort befindet, entdeckten wir Blutspuren. — Das war Alles. —

Die Soldaten hatten zwei Bahren bereitet, und auf diesen trugen sie die Leichen der Ermordeten bis an das nahe Meeresufer, von wo aus sie mit einem Boote nach Yokohama geschafft wurden.

II.

Die Kunde von der Ermordung Baldwins und Birds erregte große Aufregung in der kleinen Kolonie von Yokohama. Die beiden Unglücklichen waren zwar nicht die ersten Opfer japanischen Fremdenhasses: der edle Heusken, die Holländer Voß und Decker, Lennox, Richardson und viele Andere waren vor ihnen gefallen; aber die Ermordung der englischen Offiziere erschien deswegen besonders gehässig, und geeignet, selbst die ruhigsten Leute in Besorgniß zu versetzen, weil den Getödteten auch nicht der geringste Fehler, der die Schändlichkeit des Verbrechens einigermaßen hätte mildern können, zur Last gelegt werden konnte.

Baldwin und Bird waren erst vor Kurzem in Japan angelangt; Beide waren als ruhige, besonnene, freundliche Leute bekannt. Daß sie in ehrlichem Kampfe gefallen seien, war ganz unwahrscheinlich; ihre Eigenschaft als Nicht-Japaner mußte allein die Ursache ihres Todes gewesen sein. Verhielten sich die Dinge in Wahrheit so, wie man nun annehmen mußte, dann war kein Fremder in Japan seines Lebens mehr sicher, und Jeder vertheidigte seine persönlichen Interessen, wenn er laut und mit Nach-

druck auf Ergreifung ernster Maßregeln zur Entdeckung der Missethäter drang.

Unter dem Einfluß der öffentlichen Entrüstung schritten die englischen Behörden auf das energischste ein. Sir Rutherfort Alcock begab sich sofort nach Yeddo, um dort mit den höchsten Behörden verhandeln zu können, und erzwang von diesen das Versprechen, es solle nichts versäumt werden, um die Mörder zu entdecken und zu bestrafen. Das Verhör der japanischen Zeugen fand in Gegenwart des englischen Consuls und Dolmetschers statt. Die Umstände, unter welchen Baldwin und Bird erschlagen worden waren, wurden dadurch bald allgemein und genau bekannt.

Beato, ein Italiener, und die bereits genannten Herren Wirgman und de Bonnay waren die letzten Fremden gewesen, welche Baldwin und Bird lebend gesehen hatten. Diese Fünf hatten sich in der Nähe des Tempels von Daibuts getroffen und dort zusammen gefrühstückt. — Baldwin und Bird hatten ihre Absicht zu erkennen gegeben, von Daibuts über Kamakura und Kanasawa nach Yokohama zurückzukehren, während Beato, Wirgman und de Bonnay übereingekommen waren, den Weg nach Yokohama über Fusisawa einzuschlagen. Die Letzteren waren am Abend in Fusisawa angelangt; in der Nacht hatte sie ein Betto geweckt und ihnen gesagt, daß zwei Fremde auf dem Wege zwischen Daibuts und Kamakura ermordet worden seien; aber Keiner der Gesellschaft hatte diesem Gerüchte Glauben schenken wollen, und sie waren am andern Morgen ruhig und unbelästigt nach Yokohama weitergereist.

Ein junger Bursche von 12 Jahren, der Sohn eines

japanischen Tagelöhners, war der wichtigste Zeuge. Um seine Aussage verständlich zu machen, ist es nothwendig, einige Worte über den Schauplatz der tragischen Handlung zu sagen.

Der Boden zwischen Kamakura und Daibuts ist flach. Wenn man von Kamakura kommt, führt der Weg zunächst durch eine schöne, breite Allee, die auf beiden Seiten mit alten, hohen Bäumen bepflanzt ist. Am Ende dieser Allee befindet sich ein kleines Theehaus. Links von dem Theehause ist ein Brunnen, rechts ein mächtiger Baum, dessen Stamm eine kleine Ruhebank birgt, die auf der dem Wege entgegengesetzten Seite des Baumes angebracht ist. Zwischen dem Theehause und dem Baume biegt der Weg scharf nach rechts ab, verengt sich zum Fußsteig und schlängelt sich durch unbewaldetes Ackerfeld bis zum Dorfe, in dessen Nähe der Tempel von Daibuts gelegen ist. Ein auf der Ruhebank Sitzender kann diese Ebene und den Acker übersehen und kann sich den Blicken der von der einen oder andern Seite Kommenden leicht entziehen. In gerader Fortsetzung der Allee führt eine dritte Straße zum Meeresufer. Auf beiden Seiten derselben erheben sich künstliche Erdwälle, die ungefähr vier Fuß hoch und wahrscheinlich als ein Schutz gegen hohe Fluthen errichtet worden sind. Hinter diesen Erdwällen befindet sich dichtes, mannshohes Gesträuch. Man kann auch von dort aus die Allee, die nach Kamakura, und den Weg, der nach Daibuts führt, übersehen. Hier und da, in der Ebene und in der Nähe der drei bezeichneten Straßen, liegen vereinzelte Häuser und Hütten, die von Feldarbeitern und Fischern bewohnt werden.

Der japanische Knabe, von dem ich oben gesprochen habe, sagte nun aus, daß er, am Tage da Baldwin und Bird ermordet wurden, von seinem Vater, der in der Nähe des am Ende der Allee gelegenen Theehauses wohnte, ausgeschickt worden sei, um Oel zu kaufen. Auf dem Wege nach Daibuts war er zwei japanischen Officieren begegnet, die ihn gefragt hatten, wie lange man zu gehen habe, um nach Kamakura, nach Daibuts und nach dem Meere zu gelangen. Der Bursche hatte die verlangte Auskunft gegeben und war seines Weges gegangen. Auf dem Rückwege waren ihm dieselben Leute wieder aufgefallen. Sie hatten sich auf der Ruhebank niedergelassen, und es war ihm nicht entgangen, daß sie jetzt die weiten Aermel ihrer Gewänder aufgeschürzt hatten, wie die Japaner es zu thun pflegen, wenn sie sich zum Kampfe, zum Laufen oder zu einer heftigen Bewegung vorbereiten wollen. Einer der beiden Officiere hatte ihm barsch zugerufen, er solle sich fortmachen oder es werde ihm Arges geschehen.

Der Knabe hatte den Weg, der zum Meere führt, eingeschlagen, war über einen der Erdwälle geklettert, und hatte sich im Gesträuch versteckt. Von dort aus hatte er zwei fremde Reiter gesehen, die langsam durch die Ebene von Daibuts dahergezogen kamen. Sie ritten einer hinter dem andern; Baldwin war der Beschreibung nach der erste gewesen; ihm war Bird in einer Entfernung von ungefähr zehn Schritten gefolgt. — Als sie sich der Bank genähert hatten, waren die Officiere aufgestanden, und in demselben Augenblicke, als Baldwins Pferd an dem Baum vorüberging, hatten sie den Reiter angefallen und ihm mehrere Schwerthiebe versetzt. Dies hatte nur einige Se-

cunden gedauert. Das Pferd hatte einen Sprung gemacht, und Baldwin war zu Boden gefallen. Die Japaner hatten sich für den Augenblick nicht weiter um ihn bekümmert, sondern waren auf Bird eingedrungen, der inzwischen ebenfalls den verhängnißvollen Baum, der ihm den Mord Baldwins verborgen, erreicht hatte. — Der Knabe hatte einen schrecklichen Schrei vernommen und gleich darauf auch Bird am Boden liegen, und ein reiterloses Pferde davon sprengen sehen. Der erst Gefallene, Baldwin, hatte sich aufgerichtet; sein Gesicht und seine Kleider waren voll Blut gewesen; in der einen Hand den Revolver, hatte er sich taumelnd nach dem Wall geschleppt, hinter dem das Kind verborgen war, und dort, in einer fremden Sprache, die der junge Japaner nicht verstanden, etwas gerufen; es waren nur wenige, und immer dieselben Worte gewesen. Er hatte versucht über den Wall zu klimmen, als die japanischen Officiere wiederum auf ihn losgestürzt waren. Dann hatte das Kind einen zweiten furchtbaren Schrei gehört; — darauf war Alles todtenstill geworden. Der eine Japaner hatte eine Hand voll Blätter aufgerafft, und damit sein Schwert abgewischt. Gleich darauf waren beide Leute verschwunden.

Der Knabe hatte sich vor Angst während einiger Minuten nicht von der Stelle gerührt. Als er einen letzten Blick auf die blutige Scene geworfen, hatte er gesehen, wie der große Mann mit dunklem Haar, Baldwin, auf allen Vieren nach dem Brunnen zu kriechen versucht hatte, wo Bird lag. Das Kind war darauf nach Hause gelaufen und hatte seinem Vater das Vorgefallene erzählt.

Die Aussagen dieses Hauptzeugen trugen den Stempel

der vollkommenen Wahrheit. Sie wurden übrigens auch im Laufe des Verhörs durch andere Aussagen bestätigt und bekräftigt. Ein Punkt nur blieb unaufgeklärt. Die Japaner, die Baldwin und Bird bald nach der Mordthat gesehen, erklärten einstimmig, daß die beiden Verwundeten noch einige Zeit gelebt und mit einander gesprochen hatten. Das vom englischen Doctor Woodworth vorgenommene post mortem examen schloß aber ganz bestimmt dahin, daß Bird keine Secunde mehr gelebt haben konnte, nachdem er eine Wunde erhalten, die den Kopf theilweise vom Rumpfe getrennt hatte. Man nahm demnach allgemein an, daß die Leute, die den Unglücklichen gefunden, Bird im Laufe des Abends kalten Blutes abgeschlachtet hatten, um in ihm einen Zeugen der Mordthat aus dem Wege zu räumen; denn Bird, obgleich seine Arme und Beine schrecklich zerhackt waren, hatte nur eine tödtliche Wunde — die am Nacken.

Dieser Widerspruch zwischen den Zeugenaussagen und dem vom Dr. Woodworth gegebenen Gutachten ist nicht aufgeklärt worden.

Baldwin hatte sein junges Leben aus einer Wunde ausgehaucht, die ihm wahrscheinlich beigebracht worden war, als er, seinen Feinden den Rücken zurückkehrend, über den Erdwall zu klimmen versucht hatte. Ein Hieb, der an zwei Fuß lang war und von der linken Schulter zur rechten Hüfte reichte, mußte ihn in kurzer Zeit getödtet haben.

Die Beerdigung von Baldwin und Bird fand in Yokohama statt. Die ganze Fremdengemeinde, das 20. Regiment und viele japanische Beamte begleiteten die Leichen

nach dem Friedhofe. Oberst Brown, Kommandant des Regiments, dem Baldwin und Bird angehört hatten, sprach einige Worte, welche den Augen der Anwesenden Thränen entlockten. Sir Rutherford Alcock gelobte angesichts der offenen Gräber, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um den schändlichen Mord zu rächen. Drei Salven wurden abgefeuert, und die Leidtragenden zogen sich ernst und still zurück.

III.

Ungefähr vier Wochen nach dem Begräbniß von Baldwin und Bird verbreitete sich in Yokohama die Nachricht, daß einer der Mörder der englischen Officiere verhaftet worden sei. Dies Gerücht wurde denn auch bald durch die amtlichen Bekanntmachungen des englischen Konsuls Winchester bestätigt. Der Name des Gefangenen, Schimidso Sedschi, wurde genannt, und die baldige Veröffentlichung seines Verhörs, Geständnisses und seiner Verurtheilung angekündigt. Wenige Tage später brachten die Zeitungen von Yokohama die versprochenen Schriftstücke. Man erfuhr daraus Folgendes:

Man hatte Sedschi in Sinagawa, der östlichen Vorstadt von Yeddo, verhaftet. Er war dort vor einigen Wochen angekommen und hatte sich, ohne Verdacht zu erregen, in einem der zahlreichen Theehäuser des Ortes eingemiethet. Seine Ausgaben waren mäßig, er bezahlte dieselben regelmäßig und gab sich für einen „Lonin" — herrenlosen Edelmann — aus, wie es deren damals Viele in Yeddo und namentlich in Sinagawa gab. Sedschi hatte

seinem Wirthe erzählt, daß er die Ankunft einiger Freunde erwarte, in deren Gesellschaft er sich nach Simonoseki, im Süden von Japan, begeben wolle. In Yeddo schien er Niemand zu kennen. Sein einziger Umgang dort war eine junge, hübsche „Odori" — Tänzerin — die im Dienste des Theehauses stand, in dem Sedschi abgestiegen war, und über deren Freikaufung er bereits mehrfach mit dem Wirthe unterhandelt hatte. Dieser hatte für das Mädchen einen höheren Preis gefordert, als ihr Freund zu zahlen im Stande war. Sedschi hatte jedoch dem jungen Mädchen versprochen, die Angelegenheit vor seiner Abreise von Yeddo in Ordnung zu bringen. Die Tänzerin schien eine große Zuneigung zu ihrem Beschützer gefaßt zu haben, und die Beiden verließen sich nur selten.

Das Theehaus war ein Sammelplatz für junge, wüste Edelleute, Beamte und „Lonins", die sich dort allabendlich in zahlreicher Gesellschaft einzufinden pflegten, und deren Gelage häufig bis spät in die Nacht hinein dauerten. Sedschi war zu verschiedenen Malen eingeladen worden, sich der lauten, lustigen Brüderschaft anzuschließen; aber er hatte dies immer höflich abgewiesen unter dem Vorwande, daß er unwohl, und weder zum Trinken noch zum Singen aufgelegt sei. Der Wirth bemerkte, daß ihn dies nicht verhinderte, bedeutende Mengen von „Sakki" — Reisbranntwein — auf sein Zimmer kommen zu lassen, und sich dort in Gesellschaft seiner Odori zu berauschen.

Eines Abends erschien Sedschi unerwartet in dem großen Saal des Theehauses, in dem wie gewöhnlich zahlreiche Gesellschaft versammelt war. Er sah erhitzt und aufgeregt aus, und nachdem er einen artigen Gruß mit

mehreren der anwesenden Gäste ausgetauscht hatte, rief er nach Fisch, Früchten und Sakki und ließ sich inmitten eines lauten und lustigen Kreises nieder, zur Seite der Tänzerin, die mit ihm in den Saal getreten war. Die anwesenden Officiere, die einen Standesgenossen in ihm erkannten und einen fröhlichen Kumpan in ihm vermutheten, luden ihn ein, sich zu ihnen zu gesellen. Sedschi nahm dankend an, und bald hörte man ihn erzählen, singen und lachen. Er war augenscheinlich betrunken.

Der Wirth, der seit langer Zeit begierig war, Auskunft über die Verhältnisse seines gewöhnlich so stillen, und zurückhaltenden Gastes zu erhalten, schenkte ihm fleißig ein; Sedschi wurde mit jeder Minute lauter und aufgeregter. — Seine Freundin, die, ohne sich an dem Gelage zu betheiligen, neben ihm saß, redete ihm leise zu, sich aus dem Saale zu entfernen und auf sein Zimmer zurückzuziehen. Aber Sedschi stieß sie unsanft zurück und rief ihr barsch zu, sie möge sich zu Bette scheeren, wenn sie müde sei, und solle ihn unbehelligt lassen. Die Odori rührte sich jedoch nicht vom Platze und blieb schweigsam und ernst neben ihrem Geliebten sitzen.

Im Laufe der allgemeinen Unterhaltung, die unterdessen ihren Fortgang genommen hatte, fiel bald darauf das Gespräch auf die in Yeddo und Yokohama ansässigen „Todjin" — Fremdlinge. Als Sedschi diesen Namen aussprechen hörte, wurde er plötzlich wüthend. Er überhäufte die Fremden mit Schimpfworten, schmähte auf die Schwäche der japanischen Regierung, welche die übermüthigen Eindringlinge im Reiche duldete, und schloß damit, daß er ausrief, die Barbaren würden bald aus Japan verschwunden sein,

wenn sich nur einige Patrioten fänden, die geneigt wären mit ihm, Sedschi, gemeinschaftliche Sache zu machen, und wie er zu handeln.

Der Mord von Kamakura war damals frisch in vieler Leute Gedächtniß. Die Polizei von Yeddo, durch den englischen Minister bedroht und bedrängt, hatte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel angewandt, um den Missethätern auf die Spur zu kommen. Namentlich hatten auch die Wirthe der berüchtigten Theehäuser von Sinagawa strengen Befehl erhalten, auf ihre Gäste und deren Unterhaltung zu achten, und über alles Verdächtige, was ihnen zu Ohren kommen möchte, an die Polizei zu berichten.

Nachdem Sedschi gesprochen hatte, erhob sich der Wirth langsam. — Die Zecher, namentlich der aufgeregte Sedschi, bemerkte dies nicht. Aber die Odori sah den Mann bald darauf zur Thür hinausschlüpfen. Sie wandte sich sofort an Sedschi und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Eine plötzliche und große Veränderung kam darauf über das Wesen des Lonin. Er wurde still, und nach einigen Secunden stand er auf und begab sich auf sein Zimmer. Er kehrte bald zurück, um seinen alten Platz wieder einzunehmen; aber er betheiligte sich ferner nicht mehr an der Unterhaltung seiner Genossen, sondern saß still und verschlossen, die Arme auf den Lenden, um schnell aufspringen zu können, und die Augen auf die Thüre gerichtet, durch die der Wirth verschwunden war. Nach kurzer Zeit öffnete sich diese wieder, und der Wirth, von mehreren Polizeibeamten begleitet, trat in den Saal und forderte Sedschi mit lauter Stimme auf, ihm zum Officier der öffentlichen Sicherheit des Viertels zu folgen.

Der Lonin war im Nu auf den Beinen. Er hatte einen Dolch aus dem weiten Aermel seines Gewandes gezogen und stürzte mit der blanken Waffe auf den Verräther los, der ihn geliefert hatte. Aber Sedschi hatte mit professionellen Diebesfängern zu thun. Zwei von ihnen, die seine Bewegungen vorher gesehen zu haben schienen, fielen ihn von hinten an, warfen ihn mit großer Gewandtheit zu Boden und schnürten ihm die Kehle zu, während ihre Helfershelfer sich damit beschäftigten, den Gefallenen an Armen und Beinen mit starken Stricken zu fesseln. Sedschi vertheidigte sich wüthend; er mußte jedoch der Uebermacht unterliegen, und nach wenigen Minuten war er vollständig hülflos in den Händen seiner Verfolger.

Die übrigen Gäste des Theehauses, die dem Auftritt als theilnahmlose Zuschauer beigewohnt hatten, entfernten sich ruhig. Die Odori war während des Kampfes aus dem Saale entflohen. Sedschi wurde geknebelt nach dem Gefängniß geschleppt und dort vorläufig in eine Zelle geworfen, wo man sich während der Nacht nicht weiter um ihn bekümmerte. — Am nächsten Morgen wurde er darauf von einem höher gestellten Polizeibeamten vernommen. Auf die gewöhnlichen Fragen, woher er komme, wovon er lebe, was er treibe, hatte er keinen befriedigenden Bescheid geben können. Der Untersuchungsrichter hatte ihm darauf mitgetheilt, daß ein schwerer Verdacht auf ihm hafte, und hatte gedroht, die Folter anzuwenden, um Sedschi zur Achtung vor der Gerechtigkeit, d. h. zum Bekenntniß der Wahrheit zu zwingen.

Sedschi hatte darauf feierlich erklärt, daß er bereit sei, ein vollständiges Geständniß abzulegen und alle an

ihm gerichteten Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten. Er hatte ohne Weiteres eingestanden, daß er der Mörder der beiden Engländer sei, aber gleichzeitig die Hoffnung ausgesprochen, daß die Richter die uneigennützigen, patriotischen Absichten der von ihm verübten That berücksichtigen, und ihm gestatten würden, wie ein Edelmann zu sterben, d. h. sich selbst zu entleiben. Der Untersuchungsrichter hatte kein Versprechen machen können und wollen; er hatte den Gefangenen daran erinnert, daß man ihm nur die Wahl zwischen der Folter oder einem offenen Geständniß gelassen habe. Darauf hatte Sedschi in der Sprache eines gebildeten Japaners eine Erklärung abgelegt und unterschrieben, die bald darauf in Yeddo und in Yokohama, in japanischer und in englischer Sprache veröffentlicht wurde und wie folgt lautete:

„Ich heiße Schimidso Sedschi; ich stamme aus Awomori; ich bin fünfundzwanzig Jahre alt. Meine Mutter habe ich nicht gekannt. Sie verließ meinen Vater, der sie nicht mehr liebte, als ich kaum drei Jahre alt war und zog sich in ihre Familie zurück. Mein Vater erzählte mir später, daß sie einen Officier aus Nambu geheirathet habe. Aber ich habe nie etwas von ihr gehört und ich kenne weder ihren alten noch ihren neuen Namen. Ich wurde durch die zweite Frau meines Vaters erzogen. Mein Vater stand damals im Dienste des Prinzen von Awomori und bekleidete eine angesehene Stellung. Eines Tages gerieth er mit einem nahen Verwandten seines Herrn in heftigen Streit, und dieser entließ meinen Vater aus seinem Dienste und befahl ihm, das Gebiet von Awomori zu meiden.

„Wir zogen darauf nach einer kleinen Stadt der Provinz Sendai. Meine Stiefmutter hatte uns nicht begleitet. Mein Vater hatte voraus gesehen, daß wir in ärmlichen Verhältnissen zu leben haben würden und es vorgezogen, seine Frau, die an Wohlleben gewöhnt war, zu ihren Verwandten zurückzuschicken. Sie schrieb ihm regelmäßig und schickte ihm auch von Zeit zu Zeit etwas Geld; aber sie konnte nicht viel für den Abwesenden und in Ungnade Gefallenen thun. Unsere Lage wurde bald eine sehr drückende. Mein Vater verkaufte nach und nach seine Waffen und überflüssigen Kleidungsstücke und behielt zuletzt nur noch zwei Schwerter, die seit langen Jahren in unserer Familie waren, und von denen er sich nicht trennen wollte, damit sie nach seinem Tode in meine Hände gelangen könnten. Sorgen und Entbehrungen warfen ihn endlich auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Vor seinem Tode gab er mir die beiden Schwerter und erinnerte mich daran, daß ich aus einer guten Familie stamme, und daß ich mich bemühen müßte, unserm Namen seinen alten Glanz wiederzugeben.

„Ich war im Waffenhandwerk unterwiesen worden. Nach dem Begräbniß meines Vaters verließ ich Sendai und bot meine Dienste verschiedenen Prinzen an; aber ich konnte keinen Herrn finden. Ueberall hörte ich, Japan verarme, sein alter Ruhm vergehe, weil Fremdlinge wie Herren des Reiches hausten und den Reichthum des Landes auf ihren großen Schiffen fortschleppten. — Die Goldmünzen waren bereits verschwunden; nur wohlhabende oder reiche Leute waren noch in der Lage seidene Gewänder zu tragen; für die gewöhnlichsten Lebensmittel,

Thee und Reis, mußte man das Doppelte und Dreifache entrichten, was früher dafür gezahlt worden war. Die Prinzen waren genöthigt Anleihen zu machen und Grundbesitz zu verpfänden, um in der Lage zu sein, standesgemäß zu leben; sie konnten unter diesen Umständen nicht daran denken, die Anzahl ihrer Beamten und Soldaten zu vergrößern.

„Ich erfuhr, daß sich im Süden von Japan, im Reiche des Prinzen von Nagato ein Aufstand gegen die Fremden vorbereite und daß es mir dort vielleicht leichter sein würde, Beschäftigung zu finden. Ich durchschritt ganz Japan, um mich an dem Kriege betheiligen zu können; ich litt Hunger und Kälte während der beschwerlichen, langen Reise. Als ich endlich in Simonoseki anlangte, erfuhr ich, daß die Patrioten geschlagen seien, und daß man den Prinzen von Nagato, den Taikun und sogar den Mikado gezwungen habe, entehrende Verträge mit den fremden Siegern abzuschließen.

„Darauf ging ich mit einigen andern Lonins nach Yeddo zurück und vergrub meine Waffen vor der Stadt und suchte Beschäftigung als Tagelöhner. Ich verdiente auf diese Weise genug, um ein erbärmliches Leben zu fristen; aber der Gedanke, die Fremden tragen die Schuld daran, daß ich so elend leben muß — der Gedanke verließ mich nie.

„Eines Tages erhielt ich von einem Kaufmann, der mich seit einiger Zeit beschäftigte, den Auftrag ein Packet nach Yokohama zu tragen. Was ich in dieser Stadt sah, erfüllte mich mit Verwunderung. Niemand zollte den Beamten und Officieren dort die geringste Achtung; und

fremde Kaufleute und Handwerker trabten zu Pferde durch die Straßen, als wären sie geborene Edelleute. — Im Theater, wo ich am Abend eine Stunde zubrachte, sah ich die Fremden auf den ersten Plätzen. Sie lachten und unterhielten sich mit lauter Stimme; sie kamen und gingen, ohne sich um die Vorstellung und um die Zuschauer zu kümmern, als wären sie die rechtmäßigen Herren des Hauses. Die Japaner von Yokohama waren dermaßen an das unhöfliche und beleidigende Benehmen der Fremden gewöhnt, daß sie dasselbe garnicht mehr zu bemerken schienen. Sie machten sogar Platz, wenn einer dieser hochmüthigen Leute bei ihnen vorbei ging, und schämten sich nicht, sich ungezwungen und freundschaftlich mit ihnen zu unterhalten. Ich verließ das Theater in großer Aufregung; wäre ich bewaffnet gewesen, so hatte ich mir Achtung zu verschaffen gewußt.

„Ein Diener des Hauses, in dem ich abgestiegen war, fragte mich, ob ich einen der Paläste der „Todjin" besuchen wollte. Ich willigte ein, und er führte mich in die Wohnung eines Kaufmanns. Der Bruder meines Führers, der dort als Kammerdiener angestellt war, begleitete mich darauf zu seinem Herrn und bat um Erlaubniß, mir das Haus zu zeigen. Der Fremdling war ein junger Mann. Er erwiederte meinen höflichen Gruß kaum und sagte: „Geht — Seht." Ich war über seine Ungezogenheit erzürnt und wollte mich entfernen; aber der Diener versuchte, seinen Herrn zu entschuldigen und sagte, das Herz des Fremden sei gut, seine Sprache nur sei barsch und ungewöhnlich. Ich that, als ob mir diese Erklärung genügte; aber ich war beschämt zu sehen, daß Japaner solchen Herren dienen mußten.

„Das Haus des Todjin war mit außerordentlicher Pracht eingerichtet. Statt der Matten, mit denen sich jeder Japaner begnügt, lagen kostbare Teppiche auf dem Boden; an den Wänden hingen Bilder und Zeichnungen; die Zimmer waren mit Stühlen und Bänken gefüllt; und wo man hinsah, erblickte man werthvolle Gegenstände: Uhren, Bücher, Vasen, Ferngläser, Waffen. In einer der Stuben befand sich eine junge, schöne Japanerin. Sie war reich geschmückt, als wäre sie die Frau eines hohen Beamten; sie grüßte freundlich lächelnd und schien die Schmach ihrer Stellung nicht zu fühlen. Der Diener redete sie mit großer Unterwürfigkeit an und bat die Dirne um Erlaubniß, mir das Schlafgemach und das Badezimmer des Herrn zu zeigen. — Als ich am Abend nach Yeddo zurückkehrte, dachte ich an Alles, was ich gesehen hatte und an mein eigenes Elend.

„Einige Tage später traf ich in einem Theehause von Sinagawa mit einem jungen Edelmann zusammen. Er war ebenfalls in Yokohama gewesen und erzählte von dem Stolz und der Macht der Fremden. Ich sagte, daß ich mich stark genug fühle, einen jeden „Todjin", der mir in den Weg käme, zu tödten. Wir unterhielten uns darauf lange Zeit über den Zustand von Japan, und ich gab mich ihm als einen herrenlosen Edelmann zu erkennen. Darauf schwuren wir uns Freundschaft, und zeichneten einen Vertrag „bis zum Tode," und beschlossen, nach Yokohama zu ziehen und dort so viel Fremde zu tödten wie irgend möglich.

„Mein Freund war ebenfalls ein Lonin und war so arm wie ich). Wir mußten Mittel finden, wie freie Männer

zu leben. Wir gingen deshalb eines Abends in das Haus eines Mannes, von dem wir wußten, daß er reich sei, und forderten ihn auf, uns Geld zu geben. Wir waren vermummt, wir waren bewaffnet und kampfbereit und zum Aeußersten entschlossen. Wir drohten mit dem Tode, wenn man uns nicht gäbe, was wir verlangten. Der Mann flehte, wir möchten uns mit 150 Rios begnügen (ungefähr 300 Thlr.), da er am folgenden Tage eine große Schuld zu bezahlen habe. Wir nahmen diese Summe, und er versicherte uns seiner Dankbarkeit und schwur, daß er des Ueberfalles zu Niemand erwähnen und uns nicht verfolgen würde. Darauf kaufte ich mir meinem Stande angemessene Kleider, grub mein Schwert aus und begab mich mit meinem Freunde nach Yokohama. Aber die Stadt war scharf bewacht; und da wir keine Pässe hatten, wurden wir an allen Thoren und Brücken von den japanischen Wachen zurückgewiesen.

„Wir hielten uns darauf mehrere Wochen in der Umgegend von Yokohama auf. Wir trafen häufig Fremde an; sie zeigten sich gewöhnlich nur in zahlreicher Gesellschaft, bewaffnet und auf ihrer Hut. Sie waren meist zu Pferde und ritten in der Mitte der breiten Straßen, oder trabten schnell durch die engen Wege.

„Darauf gingen wir nach Kamakura um im großen Hadsima-Tempel — des Gottes der Krieger — unsere Andacht zu verrichten. Auf dem Wege nach Kamakura und in der heiligen Stadt selbst sahen wir wieder viele Fremde; aber es gelang uns noch immer nicht, uns ihnen zu nähern — Am Nachmittage endlich, da wir auf der Lauer umherstreiften, erblickten wir zwei Reiter, die auf dem engen

Wege von Daibuts langsam nach Kamakura geritten kamen. Wir waren beide entschlossen, sie zu tödten, und wir erschlugen sie, als sie an uns vorbeireiten wollten. Dies ist wahrlich Alles, was ich zu sagen habe."

Sedschi wollte anfänglich den Namen seines Helfershelfers nicht nennen. Er behauptete, er habe den Mann vorher nie gekannt, er wisse nichts von seiner Herkunft, nichts von seiner Familie. Als der Richter darauf wieder mit der Folter drohte, fügte Sedschi hinzu, daß sein Freund sich Tzè-siro genannt und vorgegeben habe, aus der Provinz Owari gebürtig zu sein. Sedschi wurde darauf gepeitscht, weil man vermuthete, daß er die ihm bekannte Wahrheit verschweige oder entstelle. Aber er schwur bei Allem was heilig ist, daß er jede wesentliche Auskunft gegeben habe. Er beschrieb Tzè-siro als einen Mann von 25—28 Jahren, groß und stark. Er, Sedschi, habe sich sofort nach der Ermordung der beiden Engländer, von seinem Genossen getrennt, und seitdem nichts wieder von ihm gehört. — Die Richter, die im Grunde ihres Herzens mit Sedschi sympathisiren mochten, erklärten sich mit dieser Auskunft befriedigt.

Das Urtheil der japanischen Behörden über Schimidso Sedschi, dessen Verhör in Yeddo stattgefunden hatte, wurde in den Straßen von Yokohama öffentlich ausgerufen und angeschlagen. Es lautete dahin, daß Schimidso, in Berücksichtigung der großen von ihm begangenen und eingestandenen Verbrechen, an einem bestimmten Tage nach Yokohama gebracht und, nachdem er zu Pferde durch alle Hauptstraßen der Stadt umhergeführt worden sei, auf dem öffentlichen Richtplatze durch das Schwert enthauptet werden solle.

IV.

Es war im Monat Januar, etwa drei Monate nach der Ermordung der englischen Officiere, als mein japanischer Diener mir eines Morgens die Mittheilung machte, er habe in Hondjodori, der Hauptstraße von Yokohama, ein Schild gelesen, auf welchem angezeigt sei, daß Schimidso Sedschi im Laufe des Tages durch die Stadt geführt und vor Sonnenuntergang auf dem Richtplatze von Tobi, eine Viertelmeile von Yokohama, enthauptet werden solle.

Ich war begierig den Mann, der meine Gedanken während der letzten Wochen oft beschäftigt hatte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und trug dem Diener auf, mich rechtzeitig von Schimidsos Ankunft in Yokohama zu benachrichtigen.

Gegen zwei Uhr Nachmittags erfuhr ich, daß der Mörder in der Vorstadt Benten angelangt sei und in wenigen Minuten durch die Straße geführt werden würde. — Ich verließ meine Wohnung und begab mich eiligen Schrittes nach Benten. Der Zug hatte sich bereits in Bewegung gesetzt; ich traf ihn in der großen Straße von Yokohama. Ich bahnte mir, nicht ohne Mühe, Weg durch eine dichte Menschenmasse und gelangte in die unmittelbare Nähe des Pferdes, auf dem Schimidso festgebunden saß. Vor und hinter dem Mörder gingen japanische Soldaten. Einige waren bewaffnet; andere trugen große Schilder, auf denen, in japanischer Sprache, Schmidsos Verbrechen und Verurtheilung verzeichnet waren. Ich warf nur einen flüchtigen Blick auf sie und richtete sodann meine Aufmerksamkeit auf den zum Tode Verurtheilten.

Ich habe den Ausdruck des kalten, grausamen, stolzen Gesichtes nicht vergessen können, und die ganze Gruppe steht mir noch heute lebhaft vor Augen.

Schimidso saß auf einem hohen Sattel; er konnte von allen Seiten gesehen werden und nach allen Seiten hin sehen. Arme und Beine waren gefesselt; aber die Bande waren locker genug, um ihm, dem Anscheine nach, die freie Bewegung seiner Gliedmaßen zu gestatten. Er war sauber gekleidet und frisch rasirt; sein Haupthaar, ein höchst wichtiger Schmuck bei der japanischen Toilette, war mit Sorgfalt geordnet. Er war blaß und abgemagert; aber auch nicht eine Spur von Furcht oder Bewegung war auf dem eisig kalten Gesichte zu lesen. Er saß in anscheinend ungezwungener Haltung auf dem breiten Sattel und drehte sich langsam bald nach dieser, bald nach jener Seite, um die umwogende Menge zu mustern. Sein Blick schweifte ruhig und gleichgültig über das bunte Gewühl, so ruhig und kalt, daß es den Anschein hatte, die Menge diene ihm zum Schauspiel.

Von Zeit zu Zeit — vier oder fünfmal während der Stunden, wo ich ihn nicht aus den Augen verlor — öffnete er den Mund und sang mit lauter Stimme. Es waren Recitative, mit eigenthümlich ergreifendem Pathos vorgetragen; der Ausdruck seines Gesichtes blieb dabei unverändert ruhig; der Mund allein mit den graden schmalen Lippen, bewegte sich, während die langgezogenen Klagetöne hell und klar durch die Luft zogen. Seine Improvisationen waren einfach und so deutlich vorgetragen, daß viele von den Fremden sogar seinen Worten folgen konnten.

„Ich heiße Schimidso Sedschi," sang er, „ich bin ein

Lonin aus Awomori, und ich sterbe, weil ich Fremdlinge getödtet habe.

„Heute Abend fällt mein Haupt, und morgen wird es auf dem Marktplatze von Yokohama ausgestellt sein. Die Fremden werden dann ein Gesicht sehen, das bis zum Tode Furcht vor ihnen nicht gekannt hat.

„Es ist ein bitterer Tag für Japan, da ein Edelmann sterben muß, weil er einen Fremdling erschlagen.

„Starken Muthes würde ich wie ein Edelmann zu sterben gewußt haben; aber die Gnade des Herrschers von Japan hat mich den Feinden des Vaterlands überlassen, und der Tod eines gemeinen Verbrechers erwartet mich.

„Männer von Yokohama, die Ihr mich hört, erzählt den Patrioten von Japan, daß der Lonin Schimidso Sedschi angesichts des Todes nicht gezittert hat."

Es war ein kalter Wintertag, und schon näherte sich die Sonne dem Gipfel von Fusi-yama und röthete mit ihrem Feuerlichte die ungeheuern Schneefelder, die den ausgebrannten Vulkan umhüllen. Ich hatte mich zu Polsbroek, dem holländischen Minister, einem alten Freunde von mir gesellt, und wir hatten beschlossen, Schimidso bis zur Richtstätte zu begleiten. Der Zug bewegte sich schnell vorwärts. Um vier Uhr war die Procession durch die Straßen beendet.

Auf dem Wege nach Tobi, wo die Hinrichtung stattfinden sollte, nahm Schimidso Sedschi seine letzte Mahlzeit ein. Er schien ausgehungert und aß begierig Alles, was man ihm gab. Er trank auch mit sichtlichem Behagen mehrere Gläser warmen japanischen Branntweins (Sakki) und unterhielt sich ungezwungen mit dem ihn bedienenden Henkersknechte.

Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, war es bereits dunkel geworden, und als er in Tobi anlangte, herrschte finstere Nacht. Es war auch empfindlich kalt geworden; man zündete Feuer und Fackeln an. Einige Soldaten der Wache hoben Sedschi vom Pferde und lockerten seine Bande. Er rieb sich Arme und Beine, die durch Kälte und Bewegungslosigkeit steif geworden waren, und näherte sich langsam einem der Feuer. Dort blieb er einige Minuten stehen und starrte, in tiefes Nachdenken versunken, regungslos in die flackernde rothe Flamme. Dann stieß er einen tiefen, lauten Seufzer aus, und sich nachlässig umwendend, fragte er einen der ihm nahestehenden Soldaten, wie spät es sei?

„Sieben Uhr," gab man ihm zur Antwort.

„Sieben Uhr," wiederholte er bedächtig. „Man hatte mir in Yeddo versprochen, daß um vier Uhr Alles vorbei sein würde. Es ist kalt, mich friert; weshalb läßt man mich so lange warten?"

Wir hatten uns Platz in der unmittelbaren Nähe des verurtheilten Mannes zu verschaffen gewußt. Ich konnte die Augen nicht von ihm abwenden. Ich sah jede seiner Bewegungen und hörte jedes seiner Worte. Er ließ sich schwerfällig vor dem Feuer nieder und verlangte eine Tasse heißen Thees, die man ihm auch brachte. Er bemühte sich augenscheinlich, ruhig und unbekümmert zu erscheinen; er wandte den Kopf nach rechts und links, als beschäftige ihn der Anblick der stummen Menge, die ihn umringte. Bisweilen jedoch unterlag er in dem Kampfe gegen seine natürlichen Gefühle. Wie ein Schleier zog es dann über das dunkle Gesicht; der Blick wurde starr und ein Aus-

druck unbeschreiblichen Entsetzens lagerte sich über die abgehagerten Züge. Aber diese Augenblicke der Schwäche waren selten und kurz. Man konnte sehen, wie der starke Wille wieder Herr des Fleisches wurde. Dann richtete sich Sedschi in die Höhe, warf den Kopf trotzig zurück und sein herausfordernder Blick hatte einen furchtlosen, bösen Ausdruck. Seine Absicht, angesichts seiner Feinde ohne Schwäche zu sterben, war dann so deutlich in allen seinen Zügen zu lesen, daß es mir schien, als hörte ich ihn, sich selbst Muth zurufen.

Meine Aufmerksamkeit wurde plötzlich von Schimidso abgelenkt. In der Ferne klang das wohlbekannte Rufen, womit die Bettos, die vor den Pferden der japanischen Offiziere laufen, die Ankunft ihrer Herren anzeigen und ihnen freien Weg bahnen. Es näherte sich, und bald konnte man die großen Laternen des Gouverneurs von Yokohama erkennen, die, von den Bettos getragen, über den Boden zu fliegen schienen.

„Der Gouverneur, der Gouverneur!" tönte es von allen Seiten. Ein Soldat legte die Hand auf Schimidsos Schulter: „Mache Dich bereit," sagte er. Keine Muskel bewegte sich in des Verurtheilten Angesichts: „Saïo" (in der That) war seine einzige Antwort. Er stand ruhig auf und schaute spähend nach dem andern Ende des Richtplatzes, wo die Pferde des Gouverneurs und der Leibwache Halt gemacht hatten. Ein Unterbeamter kam dahergelaufen und sprach leise mit den wachthabenden Soldaten.

„Die Hinrichtung ist auf morgen verschoben," hieß es plötzlich. „Sir Rutherford Alcock verlangt, daß das 20. Regiment derselben beiwohne." Und so war es. —

Als Schimidso diese Mittheilung gemacht wurde, schien er zusammenzuschrecken und das bleiche Gesicht wurde noch bleicher. „Morgen, morgen" (mionitschi, mionitschi) wiederholte er. Dann ließ er sich ruhig nach dem Tragstuhl führen, in dem er nach dem Gefängniß zurückgebracht werden sollte, und dort verlor ich ihn während der Nacht aus den Augen.

V.

Der nächste Tag war ein heller, kalter Wintertag. Ganz Yokohama hatte sich auf dem Richtplatz von Tobi versammelt. Diejenigen, welche Schimidso am vorhergehenden Tage gesehen und seine Ruhe bewundert hatten, wollten sich überzeugen, ob er die Kraft habe, seine Heldenrolle bis zu Ende durchzuführen; Andere waren begierig den Mann kennen zu lernen, der am vorhergehenden Abend der Gegenstand jeder Unterhaltung in der Kolonie gewesen war. Wenn Schimidso nur die Absicht gehabt hatte, den Fremden zu zeigen, daß ein japanischer Offizier dem Tode ruhig entgegengehen kann, so hatte er seinen Zweck erreicht. Er hatte Jedermann, der ihn gesehen, Bewunderung abgezwungen.

Gegen acht Uhr Morgens kam das 20. Regiment anmarschirt und nahm um den Richtplatz Aufstellung. Bald darauf erschien Schimidso Sedschi. Er sprang leichten Fußes aus der Sänfte, in welcher er aus dem Gefängniß getragen worden war, und, den Kopf zurückwerfend, schöpfte er einige Male tief Athem; dann blickte er, wie in einem stillen Gebete versunken, mehrere Secunden lang nach der

Sonne, und darauf ging er schnellen, festen Schrittes dem Platze zu, wo ihn der Henker erwartete. Er war wie am vorhergehenden Tage mit Sorgfalt gekleidet.

Ein kaltes, schreckliches Lächeln, ein Lächeln des Hohns und der Verzweiflung kräuselte seine schmalen Lippen. Sein Gesicht war bleich mit der eigenthümlich grünlichen Bläße seiner dunklen Race. Aber nicht eine Spur von Furcht oder Abgespanntheit war auf den scharfgezeichneten Zügen zu lesen.

An der Grube angelangt, vor der er knieen mußte und in die sein Kopf fallen sollte, wechselte er einige Worte mit dem alten Scharfrichter. Er schien sich zu unterrichten, wie die Handlung vor sich gehen werde, denn man sah ihn mit dem Finger nach der Grube und nach dem Erdhaufen zeigen, der vor derselben aufgeworfen war. Ein Henkersknecht näherte sich ihm, um ihm die Augen zu verbinden. Er sprach die Bitte aus, man möge ihm gestatten, mit offenen Augen den Tod zu empfangen. Der anwesende Gouverneur von Yokohama hatte wohl vorausgesehen, daß dies Gesuch an ihn gestellt werden würde und gewährte es ohne Weiteres. Der hohe Beamte schien gewissermaßen stolz, den anwesenden Fremden ein Schauspiel japanischer Kraft und Todesverachtung zu zeigen. Er blickte triumphirend nach der Gruppe der kommandirenden Offiziere des 20. Regiments, als wolle er sagen: „Es ist möglich, daß Ihr im Stande wäret, ebenso schön zu sterben wie Sedschi; aber es ist unmöglich, angesichts des Todes eine bessere Haltung zu bewahren, als jener japanische Edelmann."

Die letzten Vorbereitungen zur Hinrichtung gingen

nun rasch von Statten. Sedschi, nachdem er mit dem Fuße die Matte, auf der er knieen sollte, dicht an die Grube geschoben hatte, ließ sich langsam nieder. Zwei Henkersknechte standen ihm zur Seite, um den Sterbenden, wenn er irgend eine Schwäche zeigen sollte, zu unterstützen. Aber der starke Mann zitterte nicht. Sobald er die vorgeschriebene Stellung eingenommen hatte, machte er eine kurze, starke Bewegung mit den Schultern, so daß das weite Gewand, das bis dahin den untern Theil seines Nackens noch bedeckt hatte, herabfiel, und Hals und Schultern sich nackt zeigten.

Der Scharfrichter zog ein langes, schweres Schwert aus der Scheide und hielt es prüfend vor das Auge; dann schürzte er die weiten Rockärmel auf, um die Arme frei bewegen zu können und hob mehrere Male beide Hände über sein Haupt, um sich zu überzeugen, daß ihn auch nichts verhindere, den verhängnißvollen Streich zu führen. Schimidso folgte jeder Bewegung des Scharfrichters mit Aufmerksamkeit. „Ist Alles fertig?" fragte er; — und nachdem er eine bejahende Antwort erhalten, fügte er hinzu: „So gieße heißes Wasser über das Schwert, damit es gut schneide, und habe wohl Acht, mich mit einem Hieb zu vollenden. Ich will jetzt mein Sterbelied singen, und wenn ich mich zu Dir wende und sage: ‚gut' (yoroschi), so will ich gleich darauf meinen Hals vorrecken und bewegungslos bleiben, so daß Du ruhig zielen und schlagen kannst." Er verzerrte darauf sein Gesicht in erschrecklicher Weise, wie man dies auf japanischen Bildern sehen kann, die den Tod von Helden oder Halbgöttern darstellen, — und er sang mit lauter Stimme, aus voller Brust, so daß

es weit über den stillen Richtplatz klang: — „Jetzt stirbt Schimidso Sedschi, der Heimathlose; er stirbt ohne Furcht und ohne Reue, denn einen Barbaren getödtet zu haben, gereicht dem japanischen Patrioten zur Ehre.“ Darauf wandte er sich mit noch immer verzerrtem Antlitz nach dem Scharfrichter, blickte ihn einige Secunden starr an und rief mit klarer Stimme: „yoroschi!“ Und den Hals weit hervorstreckend, dem Raben gleich, der sich zum Fluge erhebt, die Zähne zusammengepreßt, empfing er regungslos den Todesstreich.

Das blutige Haupt wurde am Eingange von Yokohama zwei Tage lang neben einem Schilde ausgestellt, auf welchem Schimidsos Verbrechen und seine Verurtheilung verzeichnet waren. Der Italiener Beato nahm von dem Kopfe eine Photographie, die ich noch besitze. Der Tod hat die im Augenblick der Hinrichtung verzerrten Züge wieder beruhigt und veredelt; und ich erkenne in dem Bilde deutlich das grausame, furchtlose Gesicht des Mörders Schimidso Sedschi.

In den „Illustrated London News“ von 1865 kann derjenige, der sich für Sedschi interessiren sollte, mehrere Zeichnungen von Charles Wirgman finden, welche die Ermordung Baldwins und Birds, den Ritt des Mörders durch Yokohama und seine Hinrichtung darstellen.

Der Helfershelfer des Hingerichteten, der angebliche Tzesiro, wurde einige Monate später entdeckt und verhaftet. Die von Schimidso Sedschi über ihn gegebene Auskunft erwies sich als falsch. Sedschi war nicht zum Verräther an seinem Genossen geworden. Dieser nannte sich Maniya

Hadsime, war neunzehn Jahre alt und stammte aus der Provinz Satzuma.

Er hatte ein freundliches, offenes Gesicht. Nichts in seinem Wesen und seinem Aussehen deutete darauf hin, daß er im Stande gewesen war, einen grausamen Mord zu vollbringen. Seine Hinrichtung fand in dem Hofe des Gefängnisses von Tobi, in Gegenwart einiger englischer Beamte und Offiziere statt. — Maniya war ein Schwächling, und zeigte dem Tode gegenüber nicht die Ruhe und Kraft, die Sedschi ausgezeichnet hatten. Die Richter hatten seine Feigheit erkannt, und sein Wärter hatte ihm, wenige Stunden vor der Hinrichtung, ein stark berauschendes Getränk eingegeben. Der Unglückliche taumelte, vollständig trunken, zum Richtplatze. Zwei Henkersknechte, mit denen er sich in lallender Sprache zu unterhalten versuchte, schleppten ihn mehr, als sie ihn führten. Als er sich der Grube näherte, vor der der Scharfrichter seiner wartete, fing er an, ängstlich zu wimmern; ein kläglicher Ausdruck blöder, halbbewußter Furcht malte sich auf seinem Gesichte. Er machte einen ohnmächtigen Versuch, sich von den Knechten loszureißen; aber diese zogen ihn ungestüm vorwärts und warfen ihn zu Boden; und einem hülflosen Thiere gleich, das man zur Schlachtbank geschleppt hat, fiel er unter dem Schwerte des Henkers.

Der Hafenmeister.

Er ließ sich gern „Kapitän" nennen, und Jedermann nannte ihn so; denn es war Niemand im ganzen „Settlement", der ihm nicht bereitwillig etwas zu Liebe gethan hätte — und er verdiente es: Kapitän Harvey. Aber er war keineswegs Kapitän, er hatte nicht einmal sein Examen als erster Steuermann machen können, und wenn er es trotzdem zu der gut bezahlten und angesehenen Stellung im Leben gebracht hatte, die er in Yokohama einnahm, so verdankte er dies seiner Zuverlässigkeit, die ihm einflußreiche Freunde gemacht hatte, und dem Umstande, daß man sehr wohl Hafenmeister sein kann, ohne auf der Bildungsstufe zu stehen, die nach heutiger Mode ein Schiffskapitän einnehmen soll.

Bildung, im üblichen Sinne des Wortes, besaß Kapitän Harvey überhaupt wenig. Er war ein praktischer Seemann allerersten Ranges. Niemand hätte ich lieber ein Boot in stürmischer See anvertraut als ihm; Segel, Steuer, Riemen, Wind und Wellen waren Dinge, mit denen er wie Wenige vertraut war. Aber er war eben nur praktischer Seemann; er hatte nichts aus Büchern

gelernt, und die Art und Weise, wie er der „Königin Englisch“ verunglimpfte, war geradezu erschrecklich. Die Leute sagten von seiner Frau, die eine sehr ordentliche Person war und die man häufig mit einem Handbesen und einer kleinen Schippe sehen konnte, weil im ganzen Hause nie ein Fäserchen herumliegen durfte, — die gute Frau habe sich angewöhnt, diese Wirthschafts-Instrumente fortwährend bei sich zu führen, weil sie nach jeder Unterredung mit ihrem Mann die unzähligen „H“ aufleſen müsse, die dieser während des Sprechens habe fallen lassen.

Aber man kann seine eigene Muttersprache schlecht sprechen und doch ein tüchtiger und guter Mann sein. Und ein solcher war Kapitän Harvey, — als Hafenmeister der richtige Mann am richtigen Platze.

Er war mittler Größe, breitschultrig, schwer und stark. Er hatte ein offenes, glattrasirtes Gesicht, sorgfältig gescheiteltes, schlichtes braunes Haar, das anfing grau zu werden, als er nach Yokohama kam, denn er mochte damals etwa fünfzig Jahre alt sein. Seine hellblauen, klaren Augen konnten aber noch ein Schiff eher am Horizonte entdecken, als die Augen der meisten Jüngeren, und in seinem geraden, gewöhnlich festgeschlossenen Munde standen die gesunden, starken Zähne fest aneinandergereiht. Alles in Allem sah er genau so aus, wie er war: ernst, zurückhaltend, herzensgut, vertrauenswürdig. Daß er ein kindlich weiches Herz hatte, das wußten nur seine Frau und die Wenigen, die diese zu ihren Vertrauten machte und zu denen ich gehörte. — Er kleidete sich mit äußerster Sauberkeit, und war der einzige Europäer, glaube ich, der auch im heißen Sommer ein hohes schwarzes Tuch, eine Sammet-

weste und seine „Monkeyjacke" aus derbem, blauem englischem Stoffe trug.

Bei gutem Wetter war er in regelmäßigen Zwischenräumen von zwei Stunden auf dem „Bund" zu sehen, wo er mit einem großen Fernrohre in den Händen, die er auf den Rücken trug, gemessenen, langsamen Schrittes eine Viertelstunde lang auf- und abging, um festzustellen, daß jedes Schiff im Hafen auf dem ihm zukommenden Ankerplatze und daß kein einkommendes Schiff in Sicht sei. Stürmte es aber, so konnte ihn kein Wetter, so schlecht es auch sein mochte, von der Hatoba (Landungsbrücke), wo er einen guten Ueberblick über den Hafen hatte, entfernen. Dann stand auch sein Boot zur Abfahrt bereit, und neben ihm hielt sich ein schnellfüßiger junger Matrose, um auf ein vom Kapitän gegebenes Zeichen die Bemannung des Bootes, die in einer Hütte in der Nähe des Hafens auf Befehle wartete, herbeizurufen.

Er hatte seine sechs Leute, Japaner, unter den stärksten Schiffern gewählt und so vortrefflich eingearbeitet, daß er auf den Regatten, die alljährlich in Yokohama stattzufinden pflegten, wenigstens einen Preis gewann, den er dann unverkürzt, ohne auch nur einen Cent für sich zu behalten, unter seine Leute vertheilte.

Das Boot war so kokett gehalten wie eine Admiralsgig: Alles stets blankgescheuert und geputzt. Und was er an Oelfarbe verausgabte, um das Boot auch nach außen hin hübsch zu erhalten, hätte für einen kleinen Schooner genügt. Es war eine etwas kostspielige Liebhaberei, die der Kapitän da hatte, aber man ließ ihn gewähren; denn man wußte, daß nächst seiner Frau und

seinem Hunde, sein Boot das war, woran sein Herz am meisten hing.

Frau Harvey stand an Bildung hoch über ihrem Manne. Sie war die Tochter eines Schullehrers des Städtchens, in dem Harvey und sie geboren waren. Als junges Mädchen eine hübsche, ernste, tüchtige Person, der es an Bewerbern nicht gefehlt, hatte sie sich erst in ihrem dreißigsten Jahre entschlossen, den Kapitän zu heirathen, nicht etwa, weil sie nicht zur alten Jungfer werden wollte, sondern weil die Beständigkeit Harveys sie gerührt, nachdem dieser sich jahrelang, beinahe hoffnungslos, aber trotzdem immer und immer wieder um ihre Hand beworben hatte.

Harvey war damals zweiter Steuermann an Bord eines Küstenfahrers und kam alljährlich zweimal nach Hause, um dort seine noch lebenden Eltern zu besuchen und sodann seinem alten Lehrer, Herrn Wood, und dessen Tochter, ehrerbietigst seine Aufwartung zu machen. Er pflegte dann in das Zimmer zu treten, dem Hausherrn und der Tochter die Hand zu schütteln und nachdem er gesagt hatte: „Ich hoffe, die Herrschaften befinden sich ganz wohl," aufmerksam zuzuhören, was diese ihm erzählten, ohne je selbst zur Unterhaltung beizutragen. Wenn er dann aber nach dreiviertel Stunden seinen hohen schwarzen Hut wieder nahm, um sich zu empfehlen, so sagte er regelmäßig: „Würde Herr Wood mir erlauben, daß ich seiner Tochter zwei Worte vertraulich sage?" — und wenn Herr Wood sich sodann immer bereitwilligst entfernte, um den jungen Leuten, denen er gern seinen Segen gegeben hätte, eine zwanglose Unterhaltung zu gestatten, so wandte sich

Harvey an Rosa Wood mit folgender kurzer Rede, die seit Jahren dieselbe war.

„Liebes Fräulein Rosa, ich komme heute wieder, um anzufragen, ob Sie meine Frau werden wollen."

Darauf pflegte Fräulein Rosa sodann ebenso regelmäßig zu erwidern:

„Lieber Herr Harvey, es thut mir leid, Ihnen ‚Nein' sagen zu müssen, aber ich kann mich nicht entschließen, meinen Vater zu verlassen."

Dann sagte Harvey gewöhnlich:

„Ich dachte es mir so; aber ich mußte doch sehen, wie die Sachen stehen. Bei meinem nächsten Urlaub werde ich wieder anfragen. Auf Wiedersehen, liebes Fräulein Rosa."

„Auf Wiedersehen, Herr Harvey."

Als Harvey endlich nach zehn Jahren zum letztenmale die obige Ansprache an Miß Rosa gehalten hatte, war es nicht mehr nöthig gewesen, Herrn Woods Erlaubniß zu dieser vertraulichen Unterredung einzuholen; denn Herr Wood war gestorben, und Rosa, die in ihren einfachen Trauergewändern, mit ihrem blassen, etwas abgemagerten Gesichte, ihren schönen, großen, blauen Augen und dem schlichten, aschblonden Haar vornehm, hübsch und rührend aussah, hatte ihrem getreuen Liebhaber die Hand gereicht und gesagt:

„Nach Ihrer nächsten Reise, Herr Harvey."

Darauf hatte er ihr die Hand mit nicht mehr und nicht weniger Wärme als gewöhnlich gedrückt und gesagt:

„Ich dachte es mir so. Ich danke Ihnen, Fräulein Rosa. Also in sechs Monaten sehe ich Sie wieder. Ich

werde bis dahin Alles in Ordnung bringen; und vorläufig können Sie jetzt schon meines Vaters Haus als das Ihrige betrachten, denn ich werde dort anzeigen, daß Sie meine Braut sind."

Nach den sechs Monaten hatte die Heirath stattgefunden. Harvey war noch lange Jahre zweiter Steuermann gewesen, später auf Empfehlung eines reichen Gutsbesitzers der Grafschaft, dessen Sohn einen einflußreichen Posten in der Admiralität einnahm, zum Küstenwächter avancirt, und von da im Jahre 1862 nach Japan gekommen, als ein ganz zuverlässiger Mann, den die englische Regierung, auf Anfrage ihres Vertreters in Japan, der dortigen Regierung für die Stelle eines Hafenmeisters anempfehlen und zur Verfügung stellen konnte.

Kapitän und Frau Harvey führten ein beschauliches Leben in Japan. Sie sahen nur wenige Leute, und man durfte es als eine seltene Gunst betrachten, vom Kapitän zum Thee oder Abendbrod eingeladen zu werden. Mir ward dieser Vorzug zu Theil; denn Harvey und ich waren Landsleute, und wir kannten uns seit langen Jahren. Seine Frau war damals etwa fünfundvierzig Jahre alt, still und zurückhaltend, wie Harvey sie als junges Mädchen kennen gelernt hatte, voll ruhiger, unermüdlicher Sorge um das Wohl ihres alten Thomas. Sie war als gesunde und etwas zum Starkwerden geneigte Frau nach Japan herausgekommen; aber das Klima sagte ihr nicht zu, oder sie ertrug schwer, daß sie in verhältnißmäßig späten Lebensjahren noch ihre Heimath verlassen, in der sie seit ihrer Kindheit gelebt hatte. Sie klagte nie, das war nicht ihre Art; aber sie wurde mager, alterte schnell und nahm

ein Aussehen von Müdigkeit und Traurigkeit an, das man früher nicht an ihr gekannt hatte.

Tom Harvey war darüber in steter Sorge, und seine Frau mußte es sich trotz des von ihr erhobenen Widerspruchs gefallen lassen, daß Doctor Jenkins, der englische Arzt von Yokohama, ihr in kurzen und regelmäßigen Zwischenräumen dienstliche Besuche abstattete. Sie war keine unbequeme Patientin für ihre Hausgenossen, aber eine recht schwierige für den Doctor, denn ihre unveränderliche Antwort auf die Frage nach ihrem Befinden war, sie befinde sich ganz wohl, nur sei sie etwas ermüdet.

„Sie sehen blaß aus; haben Sie Kopfschmerzen?"

„Nein."

„Thut Ihnen die Brust weh?"

„Nein."

„Fühlen Sie irgendwelche Beschwerden?"

„Keiner Art. Ich bin nur ein bischen müde; aber das wird sich schon geben, wenn es erst wieder warm" — dies sagte sie im Winter oder, — „wieder kälter" — so hieß es im Sommer — „werden wird."

Sommer und Winter kamen und gingen; Frau Harvey erholte sich aber nicht, und im dritten Jahre ihres Aufenthaltes in Japan mußte sie sich eines Tages zu Bett legen, weil sie vor „ein bischen Müdigkeit" nicht mehr aufrecht stehen konnte. — Und am nächsten Tage war sie todt.

Ich befand mich derzeit in Yokohama und ließ es mir nicht nehmen, Kapitän Harvey zu besuchen, unmittelbar nachdem ich die Nachricht von dem Ableben seiner Frau erhalten hatte. Ich fand ihn in seinem Zimmer

mit ruhigen Schritten unermüdlich auf- und abgehend, wie es des Schiffers Art ist. Er drückte mir stumm die Hand, und ich wußte auch nicht, was ich vorbringen sollte. Endlich sagte ich:

„Es thut mir sehr leid, Harvey!"

Er antwortete: „Ja," und weiter kein Wort; aber seine zusammengepreßten Lippen bewegten sich unaufhörlich hin und her, wie die alter Leute, wenn sie mit geschlossenem Munde kauen. — Seine Augen waren trocken; doch sah er trostlos traurig aus. Nachdem ich eine Viertelstunde lang mit den Händen auf dem Rücken in dem kleinen Zimmer mit ihm auf- und abgegangen war, fragte ich ihn, wann das Begräbniß stattfinden werde; und auf seine Antwort: „Morgen um neun," drückte ich ihm die Hand und entfernte mich.

Das Begräbniß war eine stille, traurige Geschichte. Beinah die ganze fremde Kolonie folgte dem Sarge, der mit schönen Blumen und Kränzen bedeckt war. Harvey schritt unmittelbar hinter der Bahre, in der Hand ein Gebetbuch, und die Augen während des langen Ganges vom Trauerhause zum Kirchhof so unverwandt auf den Boden geheftet, daß er selbst Niemand sehen und keiner der Anwesenden erkennen konnte, was in ihm vorging. Nach der Beerdigung nahm der Prediger den Arm des Leidtragenden und führte ihn nach seiner Wohnung zurück. Auch auf dem Heimwege blickte Harvey nicht vom Boden auf, und Niemand bemerkte, daß er auf das trostreiche Zureden des Predigers eine Silbe erwidert hätte.

Ich mußte mich bald nach diesem Trauerfall von Yokohama entfernen und kam erst sechs Monate später

wieder dorthin zurück. Ich besuchte Harvey sofort und fand ihn eigentlich weniger verändert als ich es gefürchtet, wennschon er sichtlich gealtert hatte. Sein Haar war grauer und er selbst magerer geworden. Aber er sah noch immer kräftig und gesund aus, und seine klaren Augen hatten nichts von ihrem jugendlichen Glanze verloren. Er nöthigte mich, an einem kleinen Tische Platz zu nehmen, ging bedächtig zu einem Speiseschrank, aus dem er eine Flasche Brandy und einen großen Krug Wasser hervorholte, füllte die Gläser für uns Beide, nachdem er beim Einschenken des Brandy gesagt hatte: „Rufen Sie ‚halt', wenn ich aufhören soll" — schob mir sodann seinen Tabaksbeutel zu und stopfte sich, wie ich es gethan hatte, eine kurze Pfeife, deren Rauch er nachdenklich vor sich hinblies.

„Nun, wie ist es Ihnen während der letzten sechs Monate gegangen?" fragte ich.

„So, so," antwortete er. „Gesundheit ganz gut; aber ich fühle mich allein. — Sie sehen, die Frau ist nicht mehr da, und Sie glauben gar nicht, wie sehr ich sie vermisse. Sie fehlt mir überall. — Siebenzehn Jahre waren wir verheirathet, und niemals während der langen Zeit ist ein unfreundliches Wort zwischen uns gewechselt worden. — Sie war stets mit Allem einverstanden und kannte alle meine Gewohnheiten. — Wenn ich durchnäßt nach Hause kam: da hingen die trockenen Kleider, da stand der Thee, da waren die Bisquits und die Pfeife. — Sie sprach nicht viel; aber da saß sie, still und freundlich: — Gesellschaft! Und jetzt, da sie gegangen ist, fühle ich mich vereinsamt."

Dagegen ließ sich gar nichts sagen. Er aber sprach auch nicht weiter, sondern begann langsam und sanft den Kopf eines kleinen alten Hundes zu streicheln, den er und seine Frau mit sich aus England herübergebracht hatten, einen kleinen, glatten, schwarzen Terrier mit Feuermalen über den Augen, — ein altes, gutes Thier.

„Doggy ist ganz wohl," sagte er.

Doggy sah seinen Herrn wehmüthig an; und es kam mir vor, als ob er sich ebenso traurig und vereinsamt fühle wie sein Herr.

„Doggy ist jetzt meine einzige Gesellschaft," fuhr Harvey nach einer längeren Pause fort. „Und Sie werden es nicht glauben, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, sie sucht noch jeden Morgen nach ihrer Herrin."

Doggy war keine Hündin, aber die drei Sachen, die der Kapitän am liebsten hatte: seine Frau, sein Boot und sein Hund waren nun einmal weiblichen Geschlechts für ihn.

„Nach dem Kirchhof ist sie nie gegangen," fuhr er wie im Selbstgespräch fort. — „Das ist Unsinn! Wie sollte sie wissen, daß ihre Herrin dort liegt; durch sechs Fuß Erde hindurch kann sie es nicht spüren. Aber sie steht jeden Morgen am Bett auf der Stelle, wo sie zu warten pflegte, daß die Frau aufstand; und wenn sie dort eine lange Weile gesessen hat, dann winselt sie leise und kommt zu mir und läßt sich von mir streicheln. — Nicht wahr, Doggy?"

Nachdem ich mein Glas Brandy und Wasser geleert und meine Pfeife ausgeraucht hatte, sagte ich dem Kapitän: „Auf Wiedersehen." — Während meiner kurzen Anwesen-

heit im Hafen sah ich ihn noch häufig und fand ihn immer denselben, und auf meine regelmäßige Frage, wie es ihm gehe, gab er regelmäßig dieselbe Antwort:

„So, so, ich befinde mich ganz wohl, aber ich fühle mich einsam."

Der Kapitän gehörte zu den einfachen Leuten, die für ihre einfachen Empfindungen eben keinen anderen Ausdruck suchen, als die Worte, die ihnen zum ersten Male dafür gekommen sind und die sie dann unverändert beibehalten. So hatte er es bei seiner Brautwerbung gehalten, so hielt er es nach dem Tode seiner Frau.

Als ich zum zweiten Male nach diesem Ereigniß nach Yokohama zurückkehrte, erfuhr ich bald nach meiner Ankunft, auch der alte Kapitän sei nicht mehr. Ich fragte, woran er gestorben sei.

„Aus Kummer über den Tod seines kleinen Hundes," antwortete man mir.

Ich wunderte mich darüber; aber Alle, die ich hörte, waren einstimmig, daß es nach dem Tode Doggys, der vor ungefähr drei Monaten erfolgt, mit dem Kapitän schnell bergab gegangen wäre. Er war noch immer regelmäßig, in gewohnter Weise auf dem Bund und auf der Landungsbrücke zu sehen gewesen; aber er hatte keine Besuche mehr gemacht und Niemand mehr in seinem Hause empfangen; auch der Arzt war nur gerufen worden, um den Tod festzustellen, der allem Anscheine nach sanft bei ihm eingetreten war. — Es war dem alten Hafenmeister zu einsam geworden auf der Welt. — Nun liegt er oben auf dem Hügel, neben der stillen Gefährtin seines Lebens: — Gesellschaft!

Erſte Liebe.

Unsere Fahrt nahte ihrem Ende. Wir durften hoffen, die Westküste von Amerika am nächsten Tage zu erblicken. Wir saßen auf unserm alten Platze hinter dem Mann am Steuer. — Es war spät geworden. Die Nacht war wunderbar schön: die Luft milde und so klar, daß bei dem Scheine der am tiefen Himmel leuchtenden großen Sterne, die Gesichtszüge eines Jeden von uns deutlich zu erkennen waren. — Unser alter Kapitän Mac Gregor blies nachdenklich den Rauch seiner kurzen Pfeife vor sich hin; Ugly Tom war sanft eingeschlafen; der stille Passagier, den wir den Stutzer nannten, lag in chinesischem Schlafanzuge auf seinem großen Bambussessel lang ausgestreckt, die nackten, magern Arme unter dem Kopfe zusammengeschlagen, das Gesicht ganz still, die Augen weit geöffnet und unverwandt auf einen fernen Punkt am Nachthimmel gerichtet; unser irländischer Gefährte, Cunningham, stand hinten am Schiff, an der Brüstung angelehnt, anscheinend mit den Augen die glitzernde Silberfurche verfolgend, die der scharfe Klipper in das dunkle, stille Meer zog. — Endlich wandte er sich

um, näherte sich seinem Sessel und ließ sich behaglich darauf nieder. — Nachdem er eine lange Weile, leise vor sich hinpfeifend dagesessen hatte, reckte er sich wie ein müder Mann und sagte: „Giebt es heute keine Geschichte zu hören?“ und als nach einigen Secunden keine Antwort erfolgte, fuhr er fort: „Dann will ich zum Schluß eine zum Besten geben.

„Ich führe seit Jahren ein unstätes Leben und bin meistens auf Dampfschiffen, in Eisenbahnwagen, Wartesälen, Gasthöfen und Restaurationen zu Hause. — Wie das so gekommen ist, weiß ich nicht. — Schickung! — Aber Das thut auch nichts zur Sache. Es handelt sich nicht um eine Geschichte aus meinem Leben, sondern aus dem eines weit älteren Mannes. — Er war ein Deutscher, glaube ich; wenigstens klang sein Name deutsch, und wir sprachen gewöhnlich deutsch mit einander: ein großer, hagerer, vornehmer Mann, mit schlichtem, weichem grauem Haar, das früher braun gewesen sein mochte, guten, ehrlichen Augen und Alles in Allem mit einem Gesichte, das wohlwollend und ernst aussah. — Wir trafen uns in London in einem Club, in den ich eingeführt worden war und schlossen uns an einander an, obgleich ein großer Altersunterschied zwischen uns bestand, und wir in unsern Beschäftigungen nichts gemeinsam hatten. Er war ein Gelehrter nutzloser und liebenswürdiger Art, der nur lernen wollte, um zu wissen, nicht um Andere zu belehren oder vor Andern mit seinem Schatze von Kenntnissen zu glänzen. — Ich war gern bei ihm, denn sein Zimmer war das behaglichste, das ich in London kannte: mittelgroß, mit hübschen Bildern und seltenen Büchern ange-

füllt, warm, mit guter, reiner Luft, den bequemsten niedrigen Sesseln, die Einen so zu sagen festhielten, wenn man sich einmal darauf niedergelassen hatte, und mit einem Feuer im Kamin, das allen Gebräuchen zuwider, wirklich wärmte und niemals rauchte.

Als ich ihn eines Abends besuchte fand ich ihn, wie dies häufig vorkam, weit von der Lampe, die auf dem Tische brannte, am Kamin sitzend und damit beschäftigt, das Feuer zu unterhalten, wobei er großes Geschick an den Tag legte.

Er begrüßte mich artig, lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen, bot mir eine Tasse Thee an, fragte nach dem Wetter als wäre er den ganzen Tag über zu Hause geblieben und hätte seit frühem Morgen Niemand von draußen gesehen, und versank sodann wieder in träumerische Nachdenklichkeit aus der ihn mein Kommen geweckt zu haben schien.

„Sie sind heute sehr mittheilsam", sagte ich nach einer längern Pause. „Woran denken Sie eigentlich?"

„Ich dachte soeben an meine erste Liebe," antwortete er einfach.

Ich sah ihn verwundert an, denn es war nicht seine Art, von sich zu sprechen. „Das muß eine etwas alte Geschichte sein," sagte ich.

„Ja, eine ganz alte Geschichte."

„Und Sie denken noch immer daran?"

„Nicht immer; nicht einmal häufig; aber von Zeit zu Zeit, wie heute Abend zum Beispiel, wenn ich lange allein gesessen habe und zu müde zum Lesen geworden

bin, und mich zu träge fühle, um noch auszugehen, und mir sage, daß, während es hier so still und einsam ist, draußen frisches, lautes, junges Leben herrscht."

„Ist es eine traurige Geschichte?"

„Traurig? Nun ja; — aber doch die alltäglichste von der Welt."

„Erzählen Sie sie mir."

Er wandte sich langsam zu mir und blickte mich mit gehobenen Augenbrauen aufmerksam an.

„Die Geschichte würde Sie nicht interessiren," sagte er.

„Doch!"

„Und Sie sind noch so jung. Sie werden mich nicht verstehen."

„Nun ich bin in der That jung," antwortete ich; „aber meine erste Liebe liegt doch schon fern hinter mir. Sie unterschätzen meine Erfahrungen und mein Verständniß für eine Liebesgeschichte."

„Sie glauben?" sagte er lächelnd.

Darauf wandte er sich wieder dem Feuer zu und rieb sich langsam, wie dies seine Gewohnheit war, die hagern Hände, und nach einer Weile begann er, mit leiser Stimme, ohne mich anzublicken, gleichsam zu sich selbst redend:

„Wenn ich von meiner ersten Liebe spreche, so meine ich nicht die allererste. Diese hat mir seiner Zeit wohl auch viel Schmerzen und ängstliche Freuden bereitet; aber das ist längst vergessen. — Wenn ich jetzt noch manchmal daran zurückdenke, so ist es mir, als dächte ich an eines Andern, nicht an meine eigene Jugendgeschichte. — Ich war damals vielleicht zwölf oder dreizehn Jahre alt, und

sie war die Schwester meines Schulkameraden Max. Ich begegnete ihr zum ersten Mal auf der Eisbahn, wo sie eines Nachmittags mit ihrer Mutter erschien, um ihren Bruder zu sehen. — Die ganze Schule hatte sich dort versammelt, und es wüthete ein ergrimmter Kampf zwischen den zwei feindlichen Parteien, in die wir getheilt waren. — In dem Augenblick, als ich sie erblickte, traf mich ein harter Schneeball an den Kopf, so daß ich betäubt niederfiel. Als ich nach wenigen Minuten wieder zu mir kam, saß ich auf einem Stuhl in der Nähe eines auf der Bahn errichteten Zeltes, und die beiden Frauen, die Mutter und Schwester meines Freundes, standen neben mir und blickten mich ängstlich an.

„Am nächsten Morgen ließen sie sich durch Max nach meinem Befinden erkundigen, und am darauffolgenden Sonntage besuchte ich sie. — Ich sprach kein Wort, ich wagte kaum die Augen aufzuschlagen, aber ich hätte mich tausendmal in's Feuer und in's Wasser stürzen mögen, um den besorgten Blick des schönen Mädchens wieder auf mich zu ziehen. Am Abend dichtete ich mir die wunderbarsten Heldenthaten an, wodurch ich sie in Erstaunen setzen und zur Bewunderung zwingen wollte. Etwas Anderes verlangte und erwartete ich nicht. — Das unbewußte Aufdämmern der Liebe im Herzen der Jugend gehört mit seinen Eigenthümlichkeiten noch der reinen Kindheit an. Das junge Herz ist albern opferfreudig, rührend genügsam und unbeugsam egoistisch und eitel. Es kann noch nicht lieben, aber es dürstet danach, geliebt und bewundert zu werden; glücklich zu machen ist nicht sein Zweck, und das einzige Glück, das es kennt, ist eine

wonnige Unruhe; das einzige Bedürfniß: Liebe zu empfangen, ohne Liebe zu geben. — In späteren Jahren giebt man ohne zu empfangen und befindet sich dabei auch ganz wohl. So ist Alles bestens eingerichtet in dieser Welt, wo es Leute giebt, die froh sind zu schenken, und Andere, die ihr Glück darin finden, beschenkt zu werden. — Aber welch' selige, einzige, kurze Zeit, die Zeit, wo man giebt und empfängt, wo man liebt und geliebt wird. — Ich habe sie gekannt, aber Die, die mich damals so unbeschreiblich glücklich machte, hat mich nun verlassen. Wie war die Welt so schön, als ich sie mit ihr sah, der Himmel so hell, die Luft so mild. Wir eilten Hand in Hand von Ort zu Ort, und überall, wo wir ankamen, lachte uns die Freude entgegen, bat uns der Genuß, zu weilen. Wir gingen lachend, singend, jubelnd weiter, unseres Glückes sicher überall. Manchmal trieben wir es sehr arg, und unsere laute Freude machte die bedächtigeren Leute stutzig; aber der strenge Blick milderte sich wenn er auf uns geruht hatte. „Sie sind jung, laßt sie sich freuen," sagten die Alten und gingen wehmüthig lächelnd weiter. — Sie hing so fest an meinem Arm, sie schmiegte sich so innig an meine Seite, daß ich meinte, ich könnte sie nun und nimmer verlieren. Der Gedanke an einen möglichen Wechsel kam mir nicht, trübte mich nie. — So lebte ich lange Zeit. Wochen, Monate, Jahre flogen dahin, ohne daß ich es bemerkte.

„Eines Abends, nachdem wir den Tag noch lauter und lustiger als gewöhnlich verlebt hatten, erschien sie mir urplötzlich verstimmt und kalt. Eine furchtbare Angst, die ich nicht zu beschreiben vermag, überfiel mich. Es über-

rieselte mich eiskalt: ‚Sie wird dich verlassen', sagte ich mir, ‚sicher, gewiß, sie wird dich verlassen.' — Es fiel mir ein, wie wenig ich mich eigentlich um sie gekümmert, wie ich ihrer Treue und Anhänglichkeit vielleicht zu viel zugemuthet hatte. Zum ersten Male fühlte ich mein Vertrauen zu mir und zu ihr wanken und ängstlich forschte ich in ihren Augen. — Aber ihr Blick wandte sich müde von mir ab und gab mir keinen Bescheid. — Meine Ruhe war dahin mein Leben ein anderes. Wohl drückte sie mich noch manchmal stürmisch an ihre Brust, aber die Süße ihres Kusses war verschwunden; oft stieß sie mich unfreundlich zurück, und ich sah zu meiner namenlosen Pein, daß meine Liebe sie ermüdete. Und als ich einst zu später Stunde ermattet und niedergeschlagen nach Hause kam, fand ich das Zimmer dunkel, kalt und leer: sie, meine Freude, mein Licht, mein Alles war verschwunden!

„Da begann ein elendes Leben für mich. Der Verlust, den ich erlitten hatte, nagte mir am Herzen; aber meine Sorge war zunächst, diesen Verlust der Welt noch zu verbergen. Ich bemühte mich, ein freundliches, glückliches Gesicht zu zeigen; ich suchte die Gesellschaft junger, lustiger Leute; ich verwandte große, früher bespöttelte und nicht gekannte Sorgfalt auf mein Aeußeres und auf meine Kleider. — Dieses Heucheln und Komödiespielen dauerte jedoch nur kurze Zeit. — Ich wurde des Treibens bald müde, und heute kümmert mich das Sagen der Welt schon längst nicht mehr. — Ich weiß, daß mich die Geliebte für immer verlassen hat, daß nichts sie zurückbringen wird; Jedermann, der mich kennt, weiß das nun, und fremde Menschen erkennen den Verlust, den ich erlitten habe an

meiner Gestalt. — Doch beweine ich die Verlorene noch immer; sie fehlt mir überall; nichts, nichts kann sie mir ersetzen, und ich gäbe gern alles, was ich besitze und jede Freude und jedes Glück, das mir noch beschieden sein mag, um sie noch einmal mein nennen zu können, um noch einmal die schöne, kurze Zeit zu durchleben, während der allein ich glücklich war."

Mein Freund schwieg und blickte unverwandt in das verglimmende Feuer.

„Ist sie todt?" fragte ich leise.

„Ja."

„Wie hieß sie?"

„Meine Jugend," antwortete er und rieb sich langsam, wie dies seine Gewohnheit war, die magern Hände.

Druck von R. Boll, Berlin NW.

15116

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Verlag von F. & P. Lehmann, Berlin.

Der neue Tanhäuser. Dreizehntes Tausend. Ne Varietur-Ausgabe. In Quarto, gedruckt auf deutschem Büttenpapier, mit Titelborduren, Randleisten und Initialen. 1886. Nebst einer Tanhäuser-Bibliographie, sowie dem Texte des Volksliedes von dem Tanhäuser. Preis geh. in Pergamentumschlag Mk. 6.00. Gebd. in Originalband Mk. 7.50.

Tanhäuser in Rom. Sechstes Tausend. 8°, mit gleicher Ausstattung. Geh. Mk. 3.00, gebd. Mk. 4.00.

Grisebach, Eduard, **Chinesische Novellen.**

Die seltsame Geliebte. Das Juwelenkästchen.

124 Seiten. Mit Vignetten nach chinesischen Originalen. Preis geh. in Seidenfaserumschlag Mk. 3.60.

Grisebach, Eduard, **Die treulose Wittwe.**

Eine chinesische Novelle. Geh. Mk. 1.00.

Marriot, Emil, **Die Familie Hartenberg.**

Roman aus dem Wiener Leben. Preis geh. Mk. 3.00.

Druck von R. Boll, Berlin NW.